Briefe,

im Jahr 1804

geschrieben, auf einer Reise

nach Paris.

Erster Brief.

Achen den 29sten May 1804.

Wir fuhren gestern Morgen um 5 Uhr von Düsseldorf. Neus gegenüber gingen wir über den Rhein. Unser erstes Geschäft war, auf's Douanen-Büreau zu gehen, welches wir noch geschlossen fanden. Nach einer Viertelstunde kamen die Douanen, und schlossen das Büreau und unsere Koffers auf. Sie waren bei'm Durchsuchen sehr artig, packten nur wenig aus, und mein Mantelsack wurde nicht einmal geöffnet. Ich hatte ihn den vorigen Tag noch umgepackt, um ein Empfehlungsschreiben zu öffnen, welches mir unser Präsident an unsern Gesandten in Paris mitgegeben hatte, weil auf jeden gesiegelten Brief, den man nicht

auf die Post giebt, eine Strafe von 300 Franken steht. Man thut immer wohl, daß man sich nach den Vorschriften des Gouvernements richtet, auf dessen Boden man sich befindet.

Vom Douanenbüreau gingen wir nach der Municipalität, wo der Sekretär unsere Pässe unterzeichnete und in die Register eintrug. Dieses dauerte ziemlich lange, da er die ganze Beschreibung der Personen, ihre Körperlänge, die Farbe der Haare, der Augenbraunen, der Augen, die Form des Gesichts, der Nase, des Kinns in die Register des Gemeindehauses eintragen mußte. Durch dieses genau geführte Register wird es für die Polizei in Paris möglich, jedem Reisenden nachzuspüren, er mag eine Route einschlagen, welche er will.

Die kleine Mühe, die man auf seine Pässe verwendet, belohnet sich nachher reichlich und angenehm durch die schnelle Förderung an den Thoren, und durch die Vermeidung aller unangenehmen Verwickelungen mit der Gensd'armerie und den Polizeibeamten. Alle diese Personen sind an gewisse Vorschriften gebunden, die sie nicht vernachläßigen dürfen, und sie können den, der seine

Papiere nicht in Ordnung hat, oft bei dem besten Willen nicht weiter reisen lassen.

Nachher mußten wir unsere Pässe in Fürth an einen Gensd'armen, in Jülich an eine Thorwache, und hier an die Polizei abgeben; wir erhielten sie aber, da man sie in der Ordnung fand, gleich wieder zurück.

Von Neus bis Achen geht der Weg durch die fruchtbaren Ebenen des Roerdepartements. Die Gegend ist einförmig. Große Kornfelder, kleine Holzungen, und zu Zeiten ein kleiner Hügel ist alles, was man sieht.

Bei Jülich waren ungefähr tausend Menschen damit beschäftigt, um Ziegel für die beiden Forts zu verfertigen, welche die französischen Ingenieure an beiden Seiten der Stadt anlegen, und wodurch Jülich eine Festung vom zweiten Range wird.

Im Laufe der Zeit haben diese neuen Werke vielleicht das Schicksal, welches jetzt die Düsseldorfer haben, und das, was jetzt mit großen Kosten gebaut wird, wird nachher mit fast eben so großen Kosten wieder abgetragen. — Die Düsseldorfer Wälle und Gräben kosteten dem Lande drei Millio-

nen Thaler, und überdem noch 20,000 Thaler jährliche Unterhaltung. Jetzt werden mit einem großen Kostenaufwande die Batterien wieder abgetragen und die Gräben wieder ausgefüllt. Dieses unnütze Verschwenden der menschlichen Kräfte thut einem wehe, besonders wenn man denkt, was für eine Menge Kunststraßen und Schulen sich mit diesen verlornen Millionen hätten bauen lassen, und welche Kultur und welche Wohlhabenheit diese Geldmasse in einem Jahrhundert hätte verbreiten können, wenn sie eine wohlthätigere Richtung erhalten hätte.

Drei Stunden von Jülich fuhren wir über das Schlachtfeld bei Aldenhofen, wo am 1sten März 1793 Dúmouriez vom Prinzen Coburg geschlagen wurde. Das Dorf, bei dem die Schlacht war, heißt Hügen; weil aber Aldenhofen bekannter ist, so hat sie von diesem den Namen, obschon es eine Stunde vom Schlachtfelde liegt.

Dem Siege von Aldenhofen folgten bald die andern an der Maas und in Brabant, wodurch der Feldzug von 1793 für die Alliirten so glücklich wurde.

Einer der heißesten Punkte des Treffens war an einem Wäldchen, welches dicht an der Straße liegt, wo man vorbeifährt. In einer Vertiefung, die man auf dem Felde sieht, liegen 400 Todte. Einer von der Gesellschaft, der ein paar Tage nach der Schlacht auf dem Felde war, wo noch viele nackt und unbegraben da lagen, erzählte: daß die Erbitterung der Bauern gegen die Franzosen so groß gewesen sey, daß sie mehrere begraben hätten, ehe sie todt waren. Einer soll sich noch aufgerichtet haben, als er mit den andern in die Grube geworfen wurde, um sich mit der Hand herauszuhelfen. Ein erbitterter Bauer stieß sie ihm mit der Schaufel ab, und warf ihn zurück in die Grube. So erzählte unser Begleiter, und setzte hinzu: „Diese That ging doch nachher dem Manne nach, wo er ging und stand, — nicht sehr lange hernach ist er gestorben.“

Mit Sonnenuntergang fuhren wir den Berg hinunter, und kamen in's Thal von Achen. Vor uns lag die alte Kaiserstadt mit ihrem grauen Dome in der Abenddämmerung. Man fühlt doch immer noch, daß dieses der classische Boden unserer deut-

schen Verfassung ist, und daß er immer noch dem Deutschen angehört, obschon der Rhein jetzt nur zur Hälfte noch unser ist.

Unwillkührlich erinnert man sich an Rudolph den Habsburger, und an die Worte seines Meistersängers:

Zu Achen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Bei'm festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Achen liegt in einem weiten Thale, welches in der Entfernung einer Stunde von Bergen eingeschlossen ist. Das Thal selbst ist mit Bächen und kleinen Hügelketten durchschnitten, und gleicht einem großen englischen Garten. An dem Abhange eines der höchsten Hügel liegt Achen; durch die Stadt fließen der Johannisbach, die Prunelle und die Pau. Sie vereinigen sich mit dem warmen

Quellwasser, und fallen ausserhalb der Stadt in die Wurm. An einem andern Hügel liegt das Städtchen Burtscheid.

Das merkwürdigste dieses Thales sind die heißen Quellen, die am Fuße der Hügel entspringen, an denen Achen und Burtscheid liegen. Diese bestimmten Karl den Großen, hier eine kaiserliche Pfalz zu bauen. Die Ansiedelung wurde immer stärker, und es entstand eine Cathedrale. Der Dom ist im großen gothischen Stil erbaut, aber nur im Chor vollendet. Das Schiff und der Thurm ist ärmliches Flickwerk späterer Jahrhunderte. — Die Fenster des Chors haben sechzig Fuß Höhe. Nur ein gothischer Baumeister durfte es wagen, auf eine so durchbrochene Mauer noch ein Gewölbe zu legen. Und dieses Gebäude steht bei aller seiner Durchbrochenheit und Luftigkeit noch nach Jahrhunderten genau in der Lothlinie.

Achen hat ungefähr 24000 Einwohner; vielleicht etwas mehr. Man vermeidet, in der Einwohnerzahl bis auf 25000 zu kommen, weil dann die Abgaben auf die Patente erhöhet werden. Ausser den Nähnadelfabriken und Tuchmanufakturen ge-

hören die Bäder mit zur Haupterwerbsquelle der Stadt. Die Bäder sind nicht theuer. Nicht wohlhabende Kranke können in Burtscheid täglich mit einem halben Laubthaler auskommen, und die Wohlhabenden bezahlen selbst im Brunnenhause täglich nur 1 Laubthaler für alles.

Das Rathhaus, berühmt durch den hier abgeschlossenen Frieden, ist ein großes regelmäßiges Gebäude. Es hat eine breite hohe Treppe, die ihm den Charakter des Oeffentlichen und Gemeinsamen gibt. Vor dem Rathhause steht ein künstlicher Springbrunnen. Das Bassin ist von gehauenen Steinen und immer voll Wasser. In ihm sind vier Delphine von Bronze, die vier Wasserstrahlen in die Höhe schießen. In der Mitte steht eine Säule, und auf dieser ein rundes Becken von Bronze, das 24 Fuß im Umfange hat. In der Mitte von diesem Becken steht eine zweite Säule, aus der acht Wasserstrahlen ins Becken fallen, und aus diesem fallen dann sechs Strahlen zwischen die Delphine. — Die Reinlichkeit, die Ordnung und die städtische Wohlhabenheit, die man hier sieht, wirkt sehr angenehm auf das Gemüth, und man freut sich dieser

Denkmähler der bürgerlichen Einigkeit und des bürgerlichen Fleißes.

Ich habe die große Fontaine auf der Wilhelmshöhe gesehen. Aber man kann sich nichts dabey denken, als daß man eine große bewegte Wassermasse sieht, die nach hydrostatischen Gesetzen in die Höhe geschleudert wird. Dieses, und dann die 300,000 Rthlr., die dem Fürsten das Röhrenwerk kostete, ist denn doch auch alles, was einem dabei einfällt.

Bei einer reichsstädtischen Wasserleitung, die vom Rathe mit dem verständigen Meister überlegt, darauf von der Bürgerschaft beurtheilt und genehmigt, und endlich unter der beständigen Theilnahme der Bürger ausgeführt wurde, nachdem man das Werk manchmal in seiner Familienversammlung beurtheilt, bestritten und getadelt hatte, ist ein freieres Spiel der menschlichen Kräfte, als wenn der Einzelne, der Fürst, etwas befiehlt, wo ihn Niemand hindert, und ihm Niemand widerspricht, weil er die Macht und den Reichthum hat, und wo ausser den Arbeitern auch Niemand Antheil daran nimmt.

Zwischen dem Springbrunnen und dem Rathhause steht die neufränkische Freiheitseiche. Sie wurde im Jahr 1797 gepflanzt, als die Volksklubs die große Gewalt über die öffentliche Meinung, über die Regierung und über die Generäle übten. — Ihr gegenüber ist an die Rathhaustreppe das Dekret wegen der Kaiserwürde angeschlagen. „Napoleon Bonaparte, durch die Gnade Gottes und die Satzungen der Republik Kaiser von Frankreich." Auf das Geländer der Treppe hatte man zwei metallene Adler mit Stricken festgebunden, als Zeichen des neuen Kaiserthums. Dieselben Adler standen sonst da als Zeichen der freien Reichsstadt. Als die französischen Armeen in Achen einzogen, wurden sie weggenommen, und flüchteten in ein Dachstübchen, weil das französische Volk Haß geschworen hatte der Monarchie und den monarchischen Abzeichen. Jetzt hat man sie wieder heruntergeholt.

Zweiter Brief.

Achen den 31sten May.

Ich bin heute nach den Kohlenwerken von Eschweiler gewesen, und komme so eben von da über Stollberg zurück.

Ich fuhr diesen Morgen um vier Uhr mit dem Dürener Wagen nach Eschweiler, wo wir um sieben Uhr ankamen. Die Gesellschaft, welche mitfuhr, theilte mir unterweges mehrere Nachrichten über die Kohlenbergwerke und die dort angestellten Beamten mit, die für mich sehr unterrichtend waren. Dieses macht das Reisen in den hiesigen bequemen Postwagen sehr angenehm. Man trifft immer Leute in ihnen, die aus der Gegend sind, und die einem manche Nachricht mittheilen,

die man gar nicht erfährt, wenn man allein in seiner Reisechaise sitzt.

Eine Viertelstunde diesseits Eschweiler liegen dicht an der Landstraße mehrere Steinbrüche, wo alter Kalkstein bricht, der auf den nahe liegenden Kalköfen gebrannt wird. Das Brennen geschieht mit Steinkohlen in kegelförmigen Oefen, die unten Zuglöcher haben, und oben immer mit Steinkohlen und kleingeschlagenen Kalksteinen nachgefüllt werden. Sie gehen den ganzen Sommer, bis der Absatz für den Kalk aufhört, und der Ofen einer Ausbesserung bedarf.

Der Kalkstein ist hier das untere Gebirge, auf dem das Kohlengebirge mit seinen 44 Flötzen und seinen Sandstein- und Schieferlagen aufliegt.

Ich ging rechts von der Landstraße die Inde hinauf bis zu den Hauptwasserkünsten, welche die Gruben lösen. Dieses sind drei große Räder, welche von der Inde, — einem starken Bache — getrieben werden. Jedes Rad bearbeitet 4 Pumpen.

Ich fand an der Wasserkunst einen gut gekleideten Mann stehen, der seine Morgenpfeife rauchte, und fragte ihn; ob die Dampfmaschine heute gehen

würde? „Heute nicht, weil wir nur dann die Dampfmaschine gebrauchen, wenn wir zu wenig Aufschlagwasser haben, und unsere Künste die Grubenwasser nicht gewältigen können.“

Dieses gab die Veranlassung zu einem Gespräch, in dem ich bald fand, daß der Herr, mit dem ich mich unterhielt, der Berginspector Gräser war, den ich schon dem Namen nach kannte. Er führte mich in sein Haus, und erbot sich sehr freundschaftlich, mir die Werke und die Künste zu zeigen. Die Kultur, welche die verschiedenen Stände unter sich so gleich macht, hat uns wieder zu einer Art von Gastrecht geführt, das überall respektirt wird, wo man nur unter civilisirten Nationen auftritt. Die Kleidung, die Art zu reisen, und der Ton des Gesprächs sind die äusseren Kennzeichen, an denen sich die Menschen, die dieselbe Kultur haben, gleich erkennen, und wodurch sie ein Zutrauen zu einander fassen, als wenn sie sich schon länger gekannt hätten. Den früheren Völkern gab die Natur das Gastrecht, uns geben es unsere verfeinerten Sitten und unsere Reisen. Wer heute Wirth ist in Deutschland, kann über's Jahr in Frankreich oder Italien der Gast seyn.

Bei Leuten, welche die große Tour von Europa machten, ist der Fremde, der in ihrem Dorfe seinen Wagen zerbricht, eben so gut aufgehoben, als bei seinen Bekannten, und er darf eben so frei auf's Schloß gehen und um ein Nachtquartier bitten, als der reisende Araber dieses im fremden Nomadenzelt thut. Beide machen gleich wenig Störung in der Familie; was bei diesem die einfachen Sitten thun, das thun bei jenem die feinen, wodurch er in der ersten Viertelstunde schon völlig einheimisch wird.

Dieses Gastrecht findet man besonders unter Menschen mit einem freien Gemüthe, und — deren Lebensweise diese Freiheit begünstigt. Da, wo die ganze Seele auf den Erwerb gerichtet ist, ist sie seltener, als da, wo in dem glücklichen Spielraum zwischen Arbeit und Muße das Gemüth eine gefälligere Form annimmt. Reisen und Studien geben sie am meisten, und alle, die auf Universitäten waren, haben schon gleich einen gemeinschaftlichen Berührungspunkt, der sie an die glücklichen Jahre erinnert, wo sie in Heidelberg, Göttingen, Jena oder Halle waren, und des Lebens und Wissens sich freuten.

Herr Gräser führte mich zuerst in die große Radkammer; eine Flügelthür öffnete sich, und wir standen vor einem Rade, das 40 Fuß im Durchmesser hat, und vier Pumpen mit kurzen Feldgestängen bearbeitet. Das Rad ist oberschlächtig und wird von einem sehr geringen Wasserstrahle getrieben. — Der einfache Mechanismus, das hin- und hergehende Feldgestänge, das regelmäßige Getöse, welches das Absetzen der Strangen im krummen Arme macht, — die Festigkeit, die Sicherheit und die Kraft des sich immer gleichbleibenden Ganges, — alles dieses macht ein glückliches Ganzes, und man überläßt sich gern den Eindrücken, die dieses auf die Seele macht, und verweilt zögernd unter diesem Geplätscher und Geknarre der Zapfen.

Herr Gräser läßt jetzt, da die Wasser aus einer größeren Teufe sollen gehoben werden, noch ein zweytes Rad von gleicher Größe bauen.

Von hier gingen wir nach der Dampfmaschine, welche in Lüttich gemacht worden ist; sie kostet 30000 Rthlr. Ihr Cylinder hat 4 lütticher Fuß im Durchmesser. Sie bearbeitet zwey Pumpen auf einer Tiefe von 150 Fuß, die 1 Fuß im Durch-

messer haben, mit 6½ Fuß Hub. Sie macht, wenn sie im stärksten Gehen ist, 12 bis 13 Hub in einer Minute, und hebt in 24 Stunden 170,000 Cub. Fuß Wasser. Da die Feuerungskosten stündlich 1 Rthlr. betragen, so bedient man sich ihrer nur, wenn die Grubenwasser zu stark oder die Aufschlagewasser zu schwach sind.

Die Wasserräder fördern in 24 Stunden von derselben Teufe 190,000 Cub. Fuß. Ihre Pumpen heben 8 Lütticher Dezimalzoll Bohrung. Alle Pumpensätze sind niedrig, weil sich in diesen leichter neue Kolben einstoßen lassen. Jeden Tag müßen die Kolben neu geledert werden, und oft zweymal, wenn das Grubenwasser durch langes Stehen eine große Schärfe erhalten hat.

Die Wasserlösung ist auf dem ganzen Kohlenrevier sehr beschwerlich, weil die Kohlenflöze so tief liegen, daß die Erbstollen nur eine geringe Teufe lösen können. Dann ist das Kohlenfeld mit einer großen Anzahl Schächte durchsunken, da in alten Zeiten der Bauer überall einschlug, wo ein Kohlenflöz zu Tage ausging, und nirgends in die Tiefe arbeitete. Dieser alten Schächte stehen über

tausend auf dem Kohlenfelde, — und Regen- und Schneewasser geht überall wie durch ein Sieb in die Teufe. Hiezu kommt noch, daß die Sandsteinflöze, die zwischen den Kohlenflözen liegen, klüftig sind und kein Wasser halten. Diese Wasser gehen nun gleich in die größten Teufen, und können gar nicht auf dem Stollen gehalten werden. Bey den neu angegriffenen Teufen hat man 50 Fuß Sohle unter den alten stehen lassen, und doch gehen die Wasser durch.

Aus dieser Ursache muß die Dampfmaschine noch wieder verlegt werden, weil man ihr da, wo sie jetzt steht, keine Pumpensätze auf die größte Teufe geben darf. Die Schachtsohle der Dampfmaschine ist nämlich auf einem Sandsteinflöz, das in der vorbeyfließenden Inde zu Tage ausgeht. So wie man nun den Schacht tiefer abteufen wollte, würde die ganze Inde durch den Sandstein hineingehen. Man hat einen kleinen Versuch gemacht; aber so wie das Sandflöz nur entblößt wurde, drang gleich so viel Wasser aus der Inde, daß der Schacht nur mit vieler Mühe so lange konnte zu Sumpf gehalten werden, bis man das Wasser abgebaut hatte.

Das Eschweiler Kohlenbergwerk ist nicht allein das merkwürdigste in ganz Deutschland, sondern vielleicht in ganz Europa. Es liegen hier 44 Flöze in einer Mulde. Hiebey sind die kleinen, von 4 bis 7 Zoll Dicke, nicht einmal mitgezählt, weil sie keinen Namen haben und nicht bearbeitet werden. Zu Gilmerton hat man nach Williams mit einem Stollen von einer halben Stunde zwar 60 Kohlenflöze durchfahren; aber hier wurden alle mitgezählt, wenn sie auch nur 3 oder 4 Zoll dick waren.

Folgendes sind die Namen und Mächtigkeit der verschiedenen Flöze:

Nro.		Mächtigkeit.
1	die Furth ausgearbeitet.	—
2	großer Scholl.	—
3	kleiner Scholl.	—
4	kleiner Blattenkohl	1 1/4 Fuß
5	kleiner Kohl	2 —
6	Blattenkohl	2 —
7	Makrill	3/4 —
8	Spierling	1 —
9	kleiner Bückling	3/4 —

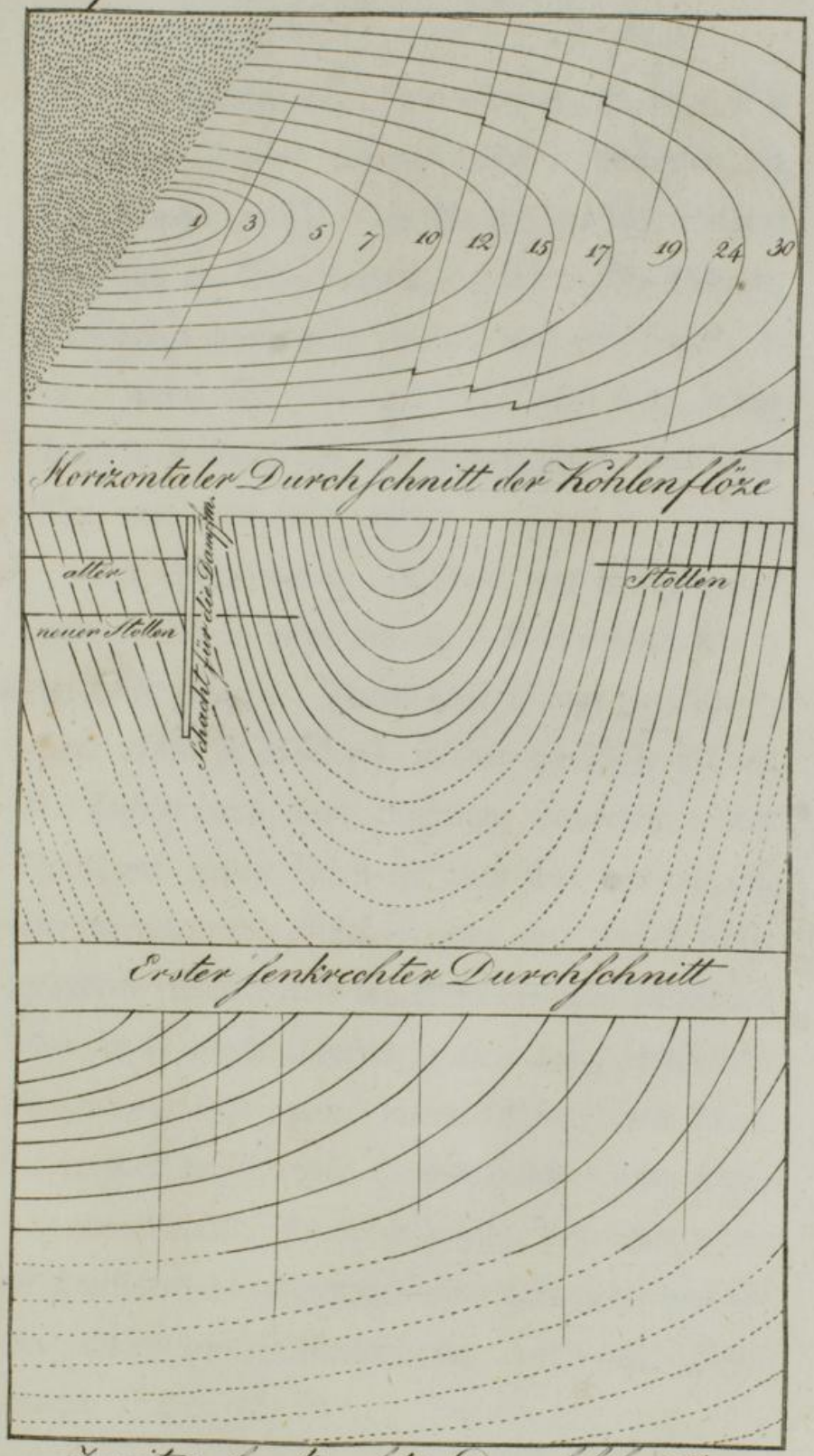
Nro.		Mächtigkeit.
10	großer Bückling	1 Fuß
11	rein Fisch	1 —
12	Steinkohl	1 1/2 —
13	kleiner Steinkohl	3/4 —
14	Knoch	3/4 —
15	Stok	2 1/4 —
16	Momm	2 —
17	Hering	1 —
18	große Hupp	2 —
19	kleine Hupp	1 —
20	Schlemmerich	3 —
21	Bein	1 —
22	großer Kirschbaum	1 3/4 —
23	kleiner Kirschbaum	1 1/2 —
24	Forneggell	2 1/2 —
25	Krebs	1 —
26	großer Kohl	6 —
27	Kessel	2 1/4 —
28	harter Kohl	2 —
29	Kaiser	1 —
30	groß Gyr	2 1/4 —
31	klein Gyr	3/4 —

Nro.		Wichtigkeit.
32	Koning	½ Fuß
33	klein Kohl	I —
34	Rapp	I —
35	Pfatkohl	2 —
36	Langenberg	I —
37	Lemiberg	I —
38	Breitgang	I —
39	Gülicher	I —
40	Cull	I¾ —
41	Spliß	I —
42	großer Kohl	2½ —
43	kleiner Kohl	2 —
44	großer Krebs	I —

In Osten werden alle Flöze von einer Sandbank abgeschnitten, und in Westen gehen ihre Mulden zu Tage aus. Damit Sie die Lage der Flöze desto besser übersehen, so lege ich Ihnen drey Zeichnungen davon bey. In der ersten ist der horizontale Durchschnitt des Kohlenfeldes dargestellt, in der zweyten der senkrechte nach der langen Achse. In der dritten der senkrechte Durchschnitt nach der kurzen Achse. — Wollen Sie sich so ganz civi-

Taf. I

zu Seite 22



Zweiter senkrechter Durchschnitt

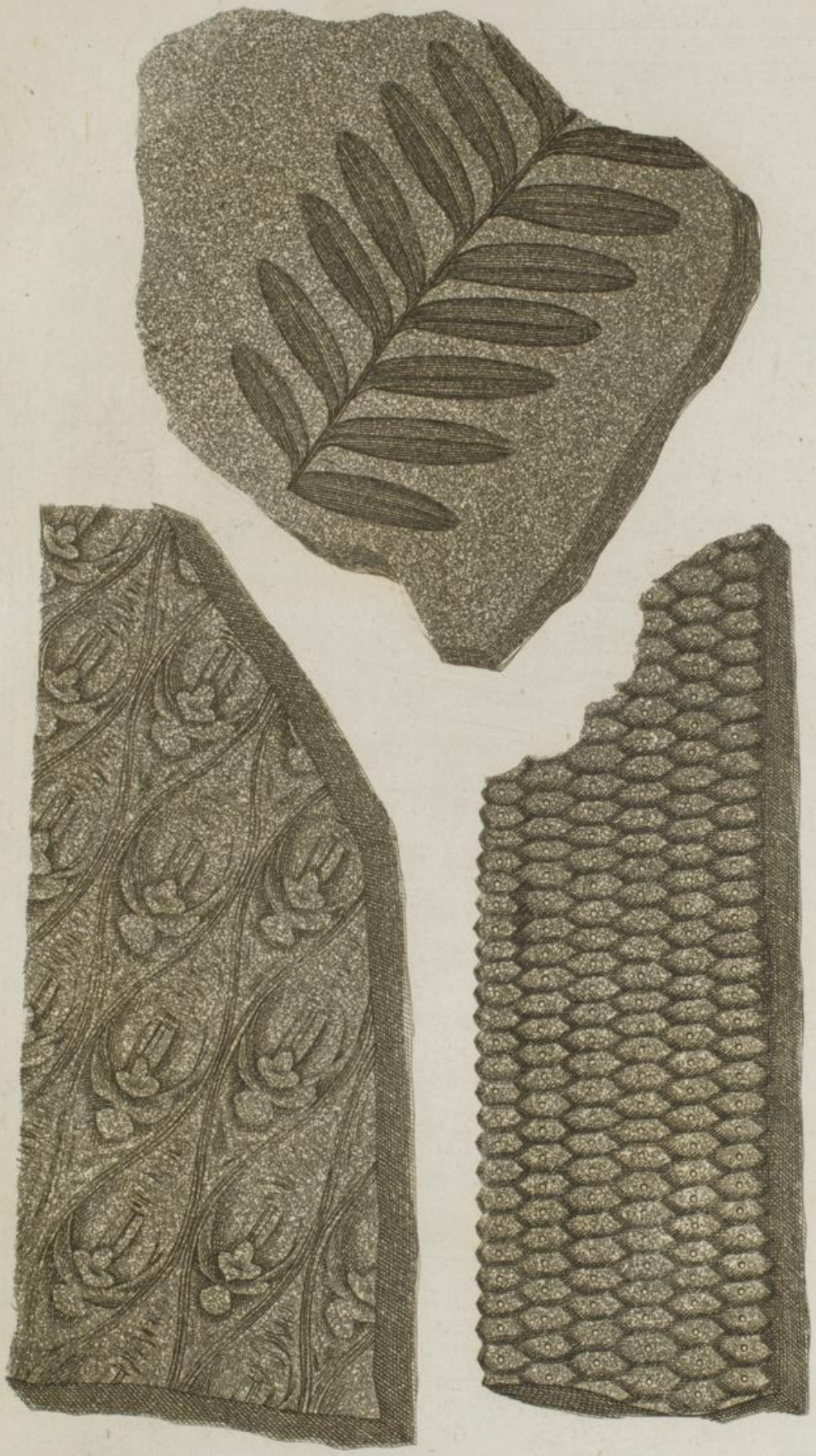
liter eine Vorstellung davon machen, so legen Sie ein halbes Duzend silberne Löffel in einander, so haben Sie in der Mitte die Mulden der sechs Silber-Flöze und am Rande den horizontalen Durchschnitt. Die beyden senkrechten können Sie sich leicht denken, wenn Sie nämlich Ihre Löffel nicht durchschneiden wollen, um die Durchschnitte ihrer sechs Flöze unmittelbar zu sehen.

Die Flöze werden zehnmal mit Gängen von anderm Gestein durchschnitten, welche senkrecht in die Tiefe gehen. Durch diese Gänge (der Bergmann nennt sie Rücken) werden die Flöze oft um 40 Lachter aus ihrer Richtung geworfen. Die Sandbank gegen Osten ist auch wol nur ein solcher durchsetzender Rücken, der aber wegen seiner größeren Mächtigkeit die Flöze so sehr verworfen oder in so große Teufen gestürzt hat, daß man sie jenseits nicht wieder finden kann. Eine Stunde jenseits der Sandbank finden sich wieder Spuren von Kohlen. Es ist möglich, daß diese zu den Eschweiler Kohlenflözen gehören, aber man kann ihren ehemaligen Zusammenhang noch nicht nachweisen.

Auf den meisten Flözen bricht Schieferkohle, die auf einigen in Fettkohle übergeht, wie z. B. auf dem sechs Fuß mächtigen Flöz: der große Kohl. Diese wird im Feuer weich und läßt sich kneten.

Die Flöze, welche zwischen den Kohlenflözen liegen, bestehen aus Kohlensandstein und Schiefer mit Pflanzenabdrücken. Der Kohlensandstein ist oft so fest, feinkörnig und geschichtet, daß man ihn für Grauwacke hält. Die Bergleute nennen ihn hier Rötsch. Herr Gräfer sagte mir, daß sie oft auf einen Lachter bey der Grubenarbeit sechzig Pfund Pulver verschössen.

Die Pflanzenabdrücke sind von Engelsüß (polypodium vulgare) Widerthon (asplenium trichomanis) und Türkisch Korn (Zea Mais) — Es wird Ihnen angenehm seyn, wenn ich Ihnen einige Zeichnungen von dieser flora subterranea et antediluviana überschicke. — Was war unsere Erde, als diese Fluthen über sie gingen, die eine ganze Vorwelt organischer lebendiger Wesen begruben? Diese Pflanzen lebten am Lichte und wurden in die Tiefe der Berge begraben, wo wir jetzt ihre Abdrücke im Kohlenschiefer wieder finden. —



G. A. sc.

Pflanzenabdrücke auf Schiefer

Der Torf, die Braunkohlen und die Steinkohlen geben uns Zeugniß von vielen wiederkehrenden Fluthen, die jedesmal eine neue entstandene Pflanzenwelt mit Sand oder Kley überdeckten. Die Sandlager verhärteten sich im Laufe der Jahrtausende zu Sandstein, die Kleylager zu Thonschiefer; die zwischen beyden eingeschlossenen Pflanzenlager und Torflager kamen durch enges Zusammendrücken in Hize und Gährung, es entwickelte sich in ihnen das Pflanzenöl, das hier zu Bergöl wurde, und so entstanden unsere jetzigen Steinkohlenlager.

Man trifft in mehreren Gegenden Lager von zusammengetriebenem Holze, welche durch spätere Fluthen mit Thon und Sand überdeckt wurden. Zwey Stunden diesseits Köln liegt bey den Dörfern Frechen und Liblar ein solches Braunkohlenlager von zusammengeschwemmtem Holze, das über 40 Fuß mächtig, und an einigen Stellen über 50 Fuß hoch mit Thon und Sand überdeckt ist. Zwischen den noch völlig kenntlichen Baumstämmen liegen Früchte, welche ins Geschlecht der Datteln gehören.

Im Rheinufer findet man oft Elephantenknochen und Elephantenzähne, und bey Mastricht fand man im Petersberge einen Crokodillskopf.

Damals, als am Rheine Elephanten grasten, und Palmen und Türkisch Korn wild wuchsen, war das Clima heißer, die Vegetation üppiger, und die Stürme, so wie jetzt noch zwischen den Wendekreisen, anhaltender und stärker.

Die Wasser, welche über die niedrigen Gegenden durch Wind und Fluth getrieben wurden, versandeten und verschlemmten die Torflager, und liefen dann wieder ab. Auf dem neuen Boden entstand eine neue Torfvegetation, die das künftige Jahr wieder überschwemmt und versandet wurde. — Hieraus läßt sich die große Anzahl der Schichten von Thonschiefer, Steinkohlen und Sandstein erklären, deren in Eschweiler über 200 auf einander liegen; ferner daß man oft sechs und mehrere Steinkohlenflöze über einander findet, welche alle beynahe dieselbe Dicke haben, z. B. zu Eschweiler die Flöze von Nro. 33 bis 41. — Diese sind das, was die Jahrringe bey den Bäumen sind, die auch nicht genau alle gleich groß sind, weil der Baum

G. R. fc.

Pflanzenabdrücke auf Schiefer

nicht jedes Jahr eben viel wächst. — Der große Kohl, der sechs Fuß mächtig ist, ist vielleicht in zwey oder drey auf einander folgenden Jahren entstanden, in denen keine hohe Fluthen Versandungen herbeyführten.

Die Torfmoore wachsen sehr schnell. In einem neuen ausgegrabenen Fischteiche des Herrn von Marum in Harlem erzeugte sich in zehn Jahren ein Torflager von 4 Fuß Mächtigkeit. Damals als es in unseren Climaten noch heißer war, und wir noch die Temperaturen der Wendekreise hatten, war auch hier eine üppigere Vegetation, etwa wie jetzt in Surinam und Madagaskar. — Herr Bergrath Voigt besitzt noch aus dieser Zeit einen Schilfstengel aus einem Kohlenflöz, der sechs Zoll Durchmesser hat. Wir haben keine mehr, die zwey Zoll messen.

Was die Ursache der größeren Wärme in unseren Gegenden war, das ist nicht ganz leicht zu sagen. Eine Veränderung der Umdrehungsachse der Erde ist nicht wahrscheinlich, weil sonst die Ab-

plattungsachse unseres Erdsphäroids nicht so senkrecht durch den Aequator gehen könnte, wie wir es jetzt noch finden. Die Veränderung der Schiefe der Ekliptik, die in ihren wiederkehrenden Schwankungen nur höchstens einen Grad von der mittleren abweichen kann, hat auch wohl nur wenig Einfluß auf diese höhere Temperatur der Vorzeit gehabt. Beym Uebergange der flüßigen Körper in den festen Zustand wird immer viel Wärmestoff frey, der vorher latent war. Aus diesem Grunde könnte die Erde gleich nach jenen großen Niederschlägen bedeutend wärmer gewesen seyn, als jetzt. Nur ist hiebey wieder schwer zu sagen, wo der Wärmestoff geblieben ist, da er doch wohl eben so gut wie andere Körper gegen die Erde schwer ist. Vermuthlich ist er neue Verbindungen mit anderen Körpern eingegangen, besonders mit den flüßigen unserer Atmosphäre, wodurch dann im Laufe der Jahrtausende immer andere und wieder andere Formen im großen Gange der Natur entstanden, — und wodurch selbst die kurzen Wiederholungen, wie die Jahrszeiten und Tageszeiten, sich nur gleich zu seyn scheinen, ohne daß sie es waren.

Alles ist Bewegung und Wechsel, und selbst der Wechsel ist ein zweyter, und nie kommt das Vorige wieder. Unsere Erde geht leise ihre Bahn um die Sonne, und weicht in jedem neuen Jahre auf mannichfache Weise von der vorigen ab, so wie dieses die sich mannichfaltig durchkreuzenden Anziehungskräfte der übrigen Planeten fordern. Die Ellipse ihrer Bahn dreht sich um ihren Brennpunkt und ihre Sonnennähe bewegt sich in einem Jahrhunderte 36 Minuten nach der Ordnung der Zeichen. Der Winkel, den ihre Achse gegen ihre Bahn macht, nimmt jährlich um 154 Sekunden zu, und die Entfernung der Sonne vom Mittelpunkt ihrer Bahn ändert sich in jedem Jahrhundert um 1000 Meilen. Aber indeß dieses alles wechselt, und nichts so wiederkehrt, wie es einmal war, zieht die Sonne mit ihren Kindern, den Planeten, langsam durch den Raum um die große verhüllte Zentralsonne, und richtet ihren Lauf nach Gamma im Herkules.

Und in all diesen Bewegungen und in all diesem Wechsel steht der Mensch fest, und sieht wie

ein Zahuri durchs Geniste der Erscheinungen, und forscht nach den ewigen Gesetzen, nach denen alles sich bewegt und verändert, und die selber ohne Wechsel und Wandel sind, wie der Geist des Menschen.

Dritter Brief.

Achen

Vor meiner Abreise will ich Ihnen noch einmal schreiben, und das fehlende über die Kohlenbergwerke und die heißen Quellen von Achen nachholen.

Die ganze Gegend um Achen hat Kohlenflöze, und so wie zu Eschweiler 44 in einer Mulde liegen, so liegen an der anderen Seite von Achen zu Badenberg 37 hinter und über einander. Vermuthlich hingen die heißen Quellen mit diesen Kohlenlagern zusammen. Doch ist dieses noch gar nicht entschieden, weil man in der ganzen Gegend keine Spur von einem unterirdischen Kohlenbrande findet, und die Erwärmung des Quellwassers auch auf eine andere Weise geschehen kann.

Der Wärmestoff ist eben so ein Körper, wie Wasser und Eisen, und geht, wie diese, mannichfaltige Verbindungen mit anderen Körpern ein. Aus diesen Verbindungen wird er durch mancherley chemische Prozesse wieder ausgeschieden, in denen man ihn frey erhält, und zu allerhand Zwecken des täglichen Lebens gebraucht.

Die gewöhnlichste Weise ihn zu erhalten ist, daß man die Sauerstoffluft der Atmosphäre mit der Kohle verbindet, wobey der Wärmestoff ausgeschieden und frey wird. Dieses ist der einfache Prozeß des Brennens, den wir täglich in unseren Oefen und Kaminen sehen. — Hindern wir den Zufluß der Sauerstoffluft, durch das Verschließen des Ofens, so hört der chemische Prozeß im Ofen auf, und das Feuer erlöscht.

Oft gebrauchen wir den Wärmestoff nicht so sehr, als den Lichtstoff, den wir auf dieselbe Weise bey unsern Wachslichtern und Argandschen Lampen aus der atmosphärischen Luft, durch die Zersetzung des Koblenstoffs des Wachses und des Baumöls, ausscheiden.

Es gibt aber mehrere Verbindungen der

Körper, wodurch der Wärmestoff ausgeschieden und frey wird. Wenn man in kalte Schwefelsäure kaltes Wasser schüttet, so entsteht eine starke Erhitzung, und oft eine Flamme, weil die Wärme, welche vorher in beyden Körpern gebunden war, jetzt durch ihre chemische Verbindung ausgeschieden wird. — Der Wärmestoff wird jetzt nicht erst erzeugt, sondern er war vorher auch da, aber so lange er mit andern Körpern verbunden ist, erkennen wir ihn nicht. Erst wenn er frey wird, sehen wir seine gewaltigen Spuren. Alle unsere Strohdächer stehen im Feuer, — aber in gebundenem und ohne Gefahr, so lange die Luft keinen Kohlenstoff findet, der so stark erhitzt ist, daß sie sich mit ihm verbindet und sich zersetzt. Darin, daß unsere Gebäude in dem großen Feuermeere unseres Luftkreises stehen, liegt die Ursache, daß wir Brand haben, und Brandassekuranzen und eine Phönix-Compagnie. — Siegfried von Lindenberg sagt: Neun Menschen wüßten nicht, womit der zehnte sein Brod verdiene. Aber ich möchte fast zweifeln, ob die Direktoren der Phönixcasse es selber wissen.

Auch Schwefelkiese zersetzen die Sauerstofflust, wenn sie feucht werden, und sie erhitzen sich nicht allein, sondern entzünden sich auch.

Ob nun die kalten Quellen bey Achen durch brennende Kohlenflöze geheizt werden, oder durch entzündete Schwefelkiese, oder durch die Wärme, welche bei der Verbindung des Wassers mit der Schwefelsäure entsteht, das läßt sich bis jetzt gar nicht bestimmen. Auch nicht: ob die Wärme noch durch einen andern, uns bis jetzt noch unbekannten chemischen Prozeß im Innern der Erde erzeugt werde. Doch ist das letztere nicht sehr wahrscheinlich, da wir die Körper in den oberen Schichten unserer Erdkugel, welche in großen Lagen liegen, alle so ziemlich kennen, und auch ihre chemischen Verwandtschaften und Eigenschaften.

Ich glaube nicht, daß der Herd, wo die Quellen gewärmt werden, tief unter der Oberfläche der Erde liegt. Die Quellen müssen, wenn sie ihn nicht unmittelbar berühren, doch wenigstens sehr nahe darüber hergehen, da die Wärme sich nicht weit und nur sehr langsam, und in einem stark abnehmenden Verhältnisse durch feste Körper fort-

pflanzt, wie uns dieses Biots schöne Versuche mit den Eisenstangen gezeigt haben, die er an einer Seite erhitzte, indem er an der andern mehrere Wärmemesser angebracht hatte, welche ihm die verschiedene Wärme der Eisenstange in den verschiedenen Entfernungen von der Wärmequelle anzeigten.

Es ist zugleich eine bekannte Erfahrung der Bergleute, daß sie die meisten Grubenwasser nur oben haben, und daß sie sich immer mehr verlieren, je mehr sie in die Tiefe arbeiten. Ich glaube nicht, daß man in einer Tiefe von 1000 Fuß noch so starke Quellen findet, wie die Achener und Burtscheider sind. Es ist möglich, daß das Wasser auf einem tiefer liegenden Punkte gewärmt wird, als der ist, wo es ausfließt. Aber wahrscheinlich ist dieses nicht, da das Steigen des Wassers eine eigene Bildung der Quellenadern voraussetzt, ohne die es nicht möglich ist. Wenn es auch etwas steigt, ehe es ausfließt: so kann dieses doch nicht viel betragen, weil mit der Wasserhöhe der Druck so sehr wächst, daß es sich wahrscheinlich anderswo einen Ausweg suchte, wenn seine Adern nicht durch

lauter festes Gestein gehen. Die Burtscheider Quelle ist die heißeste. In ihr verbrannte vor ein paar Jahren eine blödsinnige Frau, die über das Geländer fiel. Die Achner sind weniger heiß, enthalten aber mehr Schwefelstoffluft. Die Wärme geht bis 56 Grad Reaumür, die des Sprudels im Carlsbade ist 59 Grad. Es würde nicht unwichtig für die Naturkunde seyn, wenn man die Temperaturen genau bestimmte und die Wassermengen, die täglich ausfließen, und berechnete hiernach die Menge des Kohlenstoffs und die des Sauerstoffs, die man in unsern besteingerichteten Kaminen gebrauchen würde, um täglich eine solche Menge Wasser von 10 Grad bis auf 56 Grad zu erwärmen.

Bestimmte man zugleich die Leitungsfähigkeit der Gebirgsart, aus der die Quellen kommen: so ließen sich nach dem Biotschen Gesetze interessante Schlüsse auf die Entfernung des Feuerherdes und auf seine Hitze machen. Nach dem Biotschen Gesetze muß dem einen Ende der Eisenstange eine Erhitzung von 24,000 Graden Reaumür gegeben werden, wenn an dem andern Ende, in einer

Entfernung von 7 Fuß, das Thermometer nur um einen Grad steigen soll.

Man hat Kohlenflöze, die Jahrhunderte brennen, und in denen der Brand nur langsam fortschreitet, weil er nur ein leises Glimmen ist. Ob diese wohl fähig wären, starke kalte Quellen Jahrhunderte lang von der mittleren Temperatur bis zu 56 Grad zu erwärmen? Die Erwärmung verhält sich wie die Menge des frei werdenden Wärmestoffs, und diese wie die Menge der zersetzten Sauerstoffluft, und diese wieder wie die Menge der verbrannten Kohlen.

Zu Eschweiler gibt es ein Flötz, der Pfatkohl (Nro. 35. zwey Fuß mächtig), das sich sehr leicht entzündet, und das deswegen nicht bearbeitet wird. Es wäre möglich, daß sich dasselbe Flöz oder ein ähnliches in der Nähe von Achen entzündet hätte.

Nachmittags.

Der Conrektor Stiefel war, wenn ich nicht irre, Mitglied einer holzersparenden Gesellschaft. Ihn und die Gesellschaft beschäftigte besonders die

Frage: Ob unsere Nachkommen noch Feuer haben werden?

Da die Waldungen abnehmen, so wie die Cultur zunimmt; da die Menschenanzahl wächst, und der Verbrauch des Brennmaterials immer stärker wird; und endlich, da unsere Erde immer kälter, unsere Winter länger werden, und das Eis, nach den Zeugnissen der Seefahrer, an den Polen immer zunimmt: so zweifelte der Conrektor daran.

Georg Forster glaubte auch, daß die Kälte noch einmal eine Völkerwanderung veranlassen würde, und daß unsere Nachkommen, aus Mangel an Holz, in die großen Waldungen des Osten und Süden ziehen würden, so wie unsere Vorfahren dieses aus Mangel an Boden thaten.

Ich habe indeß das gute Zutrauen zum Menschen und zum menschlichen Erfindungsgeiste, daß, ehe er sich durch die Kälte zwingen läßt, seinen väterlichen Boden zu verlassen, er noch neue Mittel erfindet, um Wärme zu erzeugen.

Die Sauerstoffluft wird indeß immer das Hauptwärmematerial bleiben müssen, weil wir sie 1) in so großer Menge, und 2) umsonst in un-

ferer Atmosphäre finden; weil sie 3) nicht mit großen Kosten braucht vor den Ofen geschafft, noch auf Kunststraßen verfahren zu werden, da sie immer von selbst zufließt; weil sie 4) bis jetzt noch nicht besteuert ist, weder in England, noch in Frankreich, wie z. B. das Licht durch die Fenstertaxe; — und weil endlich 5) die Ausfuhr nicht kann verboten werden, wie z. B. des Torfs aus Holland. Dieses sind lauter gute Eigenschaften, die man an einem andern Wärmematerial nicht so leicht vereinigt finden wird. Vielleicht finden unsere Enkel (die vermuthlich eine und die andere Kenntniß haben werden, besonders in physicis, die wir noch nicht besitzen) noch ein Mittel, die atmosphärische Luft auf eine andere Weise zu zerlegen, als durch den Kohlenstoff. Vielleicht lernen sie auch auf eine bessere und umfassendere Weise die strahlende Wärme benutzen, welche durch die Reibung der Körper frei wird. Hat doch Herr Strombeck einen Kessel mit Wasser dadurch ans Kochen gebracht, daß er ihn auf eine Metallplatte setzte, die durch eine Maschine schnell herumgedreht wurde, und sich auf einer unten liegenden Platte

stark rieb. Hat man erst kochendes Wasser, so kann man eine Dampfmaschine in Bewegung setzen, welche den Mechanismus treibt, der das Wasser im Dampfkessel am Kochen hält. Und dann ist es nicht schwer, die Einrichtung so zu treffen, daß man die Rumfordsche Süppe eben so mit Dampf kocht, als in Elberfeld; und eben so das Gemüse, das Fleisch und die Knochen obendrein. In den schwedischen Pulvermühlen werden die Zimmer, wo das Pulver getrocknet wird, der Gefahr wegen mit eisernen Röhren geheizt, durch welche Wasserdämpfe gehen. Wir können dann unsere Zimmer eben so heizen, wie Friedrich der Große, welcher bekanntlich in seinen letzten Tagen sie mit Dämpfen wärmen ließ.

Eine solche Feurungsanstalt ist freilich für den Privatmann zu kostbar. Aber eine Stadt kann so etwas unternehmen; und so wie man öffentliche Brunnen hat, so kann man auch eine öffentliche Kochanstalt anlegen. Dieses wirkt eben so gut auf die Festigkeit der gesellschaftlichen Bande, wie in Sparta die gemeinschaftliche öffentliche Erziehung, und wer kann bestimmen, wie viel die Dialogen,

die die schwächere Hälfte des menschlichen Geschlechts am öffentlichen Stadtbrunnen hält, zum gesellschaftlichen Verein, zur Nächstenliebe und zur städtischen Glückseligkeit beitragen? Und würde eine solche gemeinschaftliche Koch- und Wärmeanstalt alles dieses nicht noch in einem höheren Grade befördern? Und würde nicht der gesellschaftliche Verkehr dadurch gewinnen, da hier, wie an einer Börse, die Nachbarin direkt erfährt, wie es mit der Nachbarin steht, und was in der Stadt vorgefallen ist, und sie sich also weniger auf ihre charges d'affaires, und die Neuigkeitsmäcklerin, die Magd, in solchen nicht unwichtigen Nachrichten ferner zu verlassen braucht.

Kästner sagte einmal von einer seiner Abhandlungen, daß die Perioden in einer chronologischen Ordnung ständen, nämlich in der, in welcher sie geschrieben worden. Sie werden finden, daß ich große Muster zu benutzen weiß.

An einer Stelle im Kohlenberge war vor einigen Tagen Feuer ausgekommen, das aber bald wieder gelöscht wurde. Weil es am Wetterzuge fehlt, so hat man für die Luft eigene Wetterschächte

angelegt, so wie für's Wasser eigene Kunstschächte. Die Ausförderung der Luft ist aber mit ungleich weniger Mühe verknüpft, als die des Wassers. Man läßt nämlich an einer Kette von etwa 50 Fuß einen Kessel mit Feuer herunter. Dieser bleibt im Schachte hangen. Die Luft wird erhitzt und steigt in die Höhe. Hiedurch entsteht ein Saugen in den unterirdischen Gängen, und es tritt frische Luft von aussen durch Schächte und Stollen in den Berg hinein. In einem solchen Wetterschachte, wo der Luftzug zu stark geworden war, hatte sich die Zimmerung durch die herausfliegenden Funken entzündet. Der Schacht ward jetzt unten und oben dicht verstopft, und der Zersetzungsprozeß der Sauerstoffluft mußte aufhören, weil keine mehr nachfließen konnte.

Die Wasserlösung der sämmtlichen Gruben hat eine Gesellschaft in Eschweiler in Pacht. Sie bezahlt jährlich 20,000 Franken an die Regierung, und erhält dafür von den Gewerken die Abgabe des Stollenneunten, welche sie für die Wasserlösung ihrer Gruben bezahlen.

Herr Gräfer arbeitet jetzt an einer Beschreibung des Bergwerks, die sehr belehrend werden wird. Ich sah bei ihm vortreffliche Zeichnungen von den senkrechten und wasserwagigen Durchschnitten aller Flöze, welche nach einem großen Maaßstabe gezeichnet, und zugleich geometrisch aufgenommen und vermessen waren. Herr Gräfer hat alle alte Schächte aufgesucht, und durch sie das Streichen der verschiedenen Flöze bestimmt. Dieses war jetzt noch möglich, da noch ein Paar der alten Geschwornen lebte, welche ihm angeben konnten, auf welche Flöze sie niedergebracht waren. In vorigen Zeiten hat man sich hier gar nicht um die Lage der Flöze bekümmert, sondern nur die Kohlen abgebaut, wo man sie fand. Dieses Werk von Herrn Gräfer wird nicht allein wichtig für den hiesigen Kohlenbau werden, sondern auch für die Geschichte unserer Erde und ihrer Ueberschwemmungen. Ich sagte Herrn Gräfer, daß ich von Paris durch Champagne über Saarbrück auf Mannheim reisen würde, und er war so gütig, mir mehrere Addressen an seine Freunde in Saarbrück, wo er her ist, mitzugeben, von denen ich

Gebrauch machen werde, wenn ich die dortigen Werke besuche.

Nachdem ich einen halben Tag sehr angenehm bei Herrn Gr[illegible]r zugebracht hatte, nahm ich Abschied, und ging durchs Thal die Inde hinauf nach Stollberg.

An der rechten Seite des Thales sieht man große hervorragende Massen von altem Kalkgeine, aus dem hier alle Häuser gebaut sind. Das Thal liegt voll Hammerwerke und Drathmühlen für die Stollberger Fabriken, und überall erblickt man die Spuren des Kunstfleißes und des durch ihn erworbenen Wohlstandes. Diese Wohlhabenheit der besitzenden Familien zeigt sich auf eine ganz andere Art, als der Reichthum der Kaufleute in großen Handelsstädten. Das Haus eines Hamburger Negotianten, der durch gelungene Spekulationen im Welthandel in fünf oder sechs Jahren reich wurde, unterscheidet sich auffallend von dem Hause des Kaufmanns in einer Fabrikgegend. Dieser baut sein Haus solide für Kind und Kindes Kinder, jener leicht, aber modern, und für sich, nicht für die Familie, da das Haus wie der Reichthum im

folgenden Geschlechte gewöhnlich schon in andern Händen sind. Der Fabrikant, der immer mit den untern Volksklassen in Verbindung steht, baut gerne, er hat mehr Kenntnisse vom Bauen, und ist sein eigner Baumeister. Der Negotiant unterzeichnet nur Briefe und Wechsel, und eben so unterzeichnet er den Plan des Baumeisters, und nachher seine Rechnung. Er bekommt nun ein sehr artiges und gefällig eingerichtetes Haus, schöne Tapeten, geschmackvolle Kamine, aber er hat vielleicht am ganzen Hause kein Schloß, das so tüchtig gearbeitet ist, und keine Thür und keine Fuge, die so genau schließt, als die Schlösser, die Thüren und die Fugen am Hause des fabricirenden Kaufmanns. Für dieses fleißige Arbeiten hat der Engländer den meisten Sinn, und nach ihm der Deutsche. Aber wir können dieses noch nicht überall beim Bauen in der Vollkommenheit haben, in der wir es wünschen, weil unsere Handwerker noch nicht genug an Genauigkeit und Ordnung gewöhnt sind.

Stollberg ist ein Flecken mit 2000 Einwohnern, die fast ausschließend von der Messingfabrik

leben, da Ackerbau und Viehzucht nur unbedeutend sind.

Ich besuchte hier den Hrn. Candidat Schmidt, (den Verfasser der Beschreibung des Roerdepartements und mehrerer Fußreisen für Statistik und Topographie) und Herrn Schullehrer Meigen, der durch seine Pflanzenanatomie und Insektenzeichnungen bekannt ist. Ich sah bei ihm zwei Bände sehr schöner Handzeichnungen über diese Gegenstände.

Ich hatte meine vom Kohlenberge mitgenommenen Pflanzenabdrücke ausgepackt, und Herr Meigen war so gütig, mir ihre Namen zu sagen. Bei einer, die aus lauter an einander gereiheten Körnern bestand, wußten wir lange nicht, zu welchem Geschlechte sie gehörte, bis endlich Herr Schmidt beim Blättern in den Meigenschen Handzeichnungen den Pflanzenabdruck neben den Mais legte, wo wir dann gleich sahen, daß es eine zusammengedrückte Maisähre sey, die auf ihren Körnern noch das bezeichnende Pünktchen hatte, welches der Mais hat.

Von Stollberg begleiteten mich Herr Schmidt

und Herr Meigen halbweg Achen. Es war ein heiterer Nachmittag. Wir kamen über den Berg, der das Stollberger Thal vom Achener scheidet. Man hat da eine weite Aussicht, und Herr Meigen hatte ein englisches Fernrohr bei sich. Während des Gehens lief der Faden des Gesprächs spielend um die verschiedenartigsten Gegenstände, und jeder sagte seine Meinung über die Dinge, so wie er es in seinem Innern fühlte. Sie wissen, es gibt eine ganz eigene Art von Glückseligkeit, wenn so einige Litterati beisammen sind, die verwandte Lieblingsfächer haben. Sie erinnern sich vielleicht hiebei einer Stelle aus dem Hesperus, wo Jean Paul sagt: „Wenn das Schicksal ein Wesen auf „eine wohlfeile Art glücklich machen will, so macht „es einen Litteratus aus ihm, der durch die Welt „in seinem Innern für alle Fehlschlagungen und „Sorgen und Stöße in seiner äusseren entschädigt „wird.“

Vierter Brief.

Mastricht den 30sten May 1804.

Wir fuhren diesen Morgen um 6 Uhr von Achen. Am Thore wurden unsere Pässe wieder durchgesehen, und als wir um 2 Uhr hier ankamen: so mußten wir gleich auf die Mairerie gehen, wo sie von einem Officier de police wieder contrasignirt wurden, obschon dasselbe erst in Achen auf der Präfektur geschehen war.

Zwei Stunden diesseits Achen kamen wir durch ein Dorf, worin ein Bauerkerl mit einer Trommel herumlief, ein zweiter mit einer Pfeife folgte ihm. Sie hatten beide drei arbige Scherpen um, und wir, wußten anfangs gar nicht, was sie wollten.

Endlich hörten wir's. Sie riefen hier Bonaparte zum französischen Kaiser aus.

Zu Falkenburg, zwei Stunden von hier, wurden die Pferde gefüttert. Ich besuchte unterdessen den Mergelberg, aus dem alle Bausteine ausgesägt werden, mit denen man hier und in der umliegenden Gegend die Häuser baut. Der Berg besteht nämlich aus einem mächtigen Mergelflöz, in das man an der Seite Löcher bricht, durch welche man wie in weite Keller hineingeht. Der Mergel ist sehr weich, und läßt sich bequem mit der Säge schneiden. Man kann ihn nicht allein mit dem Messer, so lange er frisch ist, schaben, sondern auch mit den Nägeln. Nachher verhärtet er sich, wenn er an die Luft kommt. Die Blöcke werden zu zwei Fuß Länge und 1½ Fuß Dicke ausgesägt. Vor dem Berge werden sie in vier kleinere geschnitten, die glatt geschabet und dann verkauft werden. Man sieht nirgend gleichere und glattere Mauern, als die hier in Falkenburg aus geschabtem Mergelsteine. Seine Farbe ist blaßgelb. Thür- und Fenstereinfassungen können indeß nicht aus ihm gemacht werden, weil die An-

geln ausbrechen. In meinem Gasthofe logirt eine Familie aus Brüssel, mit der ich diesen Nachmittag den Petersberg besuchte, welcher eine kleine halbe Stunde vor der Stadt liegt.

Wir hatten zwei Führer, Großvater und Enkel, welche aber nicht am Berge wohnen, sondern in der Stadt in der Nähe des Petrithors. Ersterer lehrt letzterem die Wege im Berge nebst feiner Conduite gegen fremde Herrschaften, damit, wenn er mit Tod abgeht, seine Stelle gleich wieder ersetzt werde.

Alle solche Führer haben einen gewissen Leyergesang, mit dem sie jedem Fremden ihre Memorabilia wörtlich wiederholen, er mag sie hören wollen, oder nicht; und ausser diesem täglich betretenen Heerwege ihres Wissens sind sie gewöhnlich sehr unwissend und dumm. Auch sind sie unfähig, ihren Gesang zwei Noten höher oder tiefer zu singen, als gewöhnlich. Ich glaube, daß ihnen dieses eben so unmöglich wäre, als ihn rückwärts herzusagen. Unser kleiner Cicerone besitzt diese Eigenschaften schon alle in einem so hohen Grade, als ich es noch nie angetroffen habe. Sein Gesang ist

so monotonisch, sein Gesichtskreis so beschränkt, und seine kleine Person schon so höflich, daß er auf alles, was er nicht weiß, mit einem ja wel, myn Heer! antwortet. Bis wir an den Berg kamen, hatte ich noch beynahe nichts anders von ihm gehört; und erst, als wir im Berge waren, merkte ich, daß er die verschiedenen Stanzen seines Gesanges nur da ordentlich im Zusammenhange sagen konnte, wo er sie von seinem Großvater gelernt hatte. Dieses ist eigentlich wahres Lokalgedächtniß.

Man geht durch einen 10 Fuß breiten und 8 Fuß hohen Gang in den Berg hinein. Unsere Führer zündeten ihre Fackeln an, und wir folgten ihnen und der Wagenspur, die in den Berg führt. Der Petersberg ist ein großes Mergelflöz, aus dem man eben wie zu Falkenburg seit etlichen hundert Jahren Steine ausgesägt und verkauft hat. Jeder Bauer hat das Recht, dieses unter seinem Acker zu thun, und der Berg ist dadurch in der langen Reihe von Jahren fast ganz unterhöhlt worden. Die alten gothischen Kirchen in Mastricht sind aus diesem Steine gebaut, ein Beweis, daß

man ihren Gebrauch schon lange kennt. — Damit der Berg nicht zusammenfalle, so hat man überall Pfeiler stehen lassen, welche eine Dicke von 20 bis 30 Fuß haben. Zwischen ihnen sind dann Gänge von 10 Fuß Breite und 25 Fuß Höhe ausgesägt. Doch ist die Höhe und Breite an verschiedenen Stellen des Berges auch verschieden. Die Luft ist im Berge sehr rein, der Boden weich und trocken, und alles ist reinlich und weit. Dieses macht das Besuchen der großen Höhle im Petersberge ungleich angenehmer, als das der Baumannshöhle, der Bielsteinshöhle, der Klutert, und aller der Höhlen, welche im alten Kalksteine sind. Diese sind immer feucht, stellenweise enge, uneben und unbequem zum Gehen.

Die unabsehbaren Gänge und Pfeilerreihen, die sich im Petersberge nach allen Richtungen durchkreuzen, machen einen herrlichen Anblick, wenn die Fackeln vertheilt sind, und man tief in das Helldunkel und in die Nacht hineinsieht. — Dieses ist wohl das schönste Lokal in ganz Europa zu einer großen Beleuchtung. Wir gingen eine Stunde darin herum, und waren lange noch nicht durch

alle Gänge gewesen. Wir hatten vielleicht kaum den vierten Theil gesehen. An einer andern Seite des Berges kamen wir heraus, zu unsern Füßen floß die Maas; aber wir mußten uns noch lange besinnen, ehe wir uns wieder in der Gegend kannten, so sehr hatte uns das Herumgehen im Berge verwirrt. Ohne Führer darf man sich nicht hineinwagen. Ein französischer Soldat, der vor ein paar Jahren allein hineinging, verlief sich so, daß er sich nicht wieder herausfinden konnte; er mußte todt hungern. Wir kamen an der Stelle vorbei, wo er mit der Verzweiflung des Hungers gekämpft hatte, und endlich gestorben war. Seine Knochen, sein Schädel und seine Schuhsohlen lagen da noch zusammen.

Der berühmte Crocodillskopf, der jetzt in Paris ist, wurde vor etwa zwanzig Jahren von einem Arbeiter beim Aussägen der Mergelsteine gefunden. Der Dechant Göding von St. Forst kaufte ihn, ließ ihn völlig aussägen und herausbringen. Er verwahrte ihn auf seinem Landgute in einem gläsernen Kasten.

Als die Franzosen kamen, so wünschte man ihn für's Nationalmusäum, und so kam er nach

Paris. — Die Geschichte mit dem Crocodillskopfe wird oft so erzählt, als wenn erst die Franzosen das große Unternehmen möglich gemacht hätten, ihn aus dem Berge zu schaffen. Der Crocodillskopf, der nur etwa 5 Fuß lang ist, war natürlich ohne große mechanische Vorrichtungen herauszubringen, besonders da er im Mergelstein saß, den man so bequem in jede beliebige Form mit der Säge schneiden konnte.

Alle Pfeiler, die an dem gewöhnlichen Wege der Reisenden stehen, sind voll Namen. Jeder nutzt hier die Gelegenheit, seinen Namen in Stein zu graben, um ihn so als ein unbekanntes Lichtchen auf die Nachwelt zu bringen. Der älteste, den ich sah, war von 1650.

Oben sind die Gänge nicht gewölbt, sondern flach ausgesägt. Die Steine haben, wenn man mit dem Finger daran klopft, den hellen Ton der irdenen Töpfe. Sie werden aus dem Berge mit Pferdekarren gefahren. Man könnte an der Karrenspur, die sich im losgefahrnen Mergelstaube auszeichnet, noch am besten sich wieder herausfinden, wenn man von der Gesellschaft abkäme, und nur

Licht hätte. In diesem Mergelflöz liegt eine auserordentliche Menge Feuerstein, und zwar schichtweise. Die vorbeifließende Maas hat das Ufer entblößt, und hier sieht man deutlich, wie die weißen Mergel- und die schwarzen Feuersteinschichten auf einander folgen. Ich zählte an einer Stelle acht. Das dickste Mergelflöz war 6 Fuß. Dann folgte ein Feuersteinflöz, mit Mergel untermischt, von $\frac{3}{4}$ Fuß. Dann wieder ein Mergelflöz von 2 Fuß u. s. w. Die Feuersteine brechen in Knollen, deren Gewicht von 1 Pfunde bis zu 200 Pf. geht, und die unteren Mergelflöze können wegen der Feuersteine nicht bearbeitet werden, obschon sie dichter und weißer sind.

Wie kamen diese Feuersteinlager so regelmäßig zwischen die Mergelschichtungen? Als Feuersteine schlugen sie sich wohl nicht nieder, denn als der Mergel des Petersberges im Wasser aufgelöst war, da konnten keine 200 Pfund schwere Feuersteinklumpen in dieser Auflösung schwimmen. Sie entstanden also erst seit der Zeit durch Prozesse, welche ein vielleicht sehr unbedeutender Körper im Mergel einleitete, und diesen zum Feuerstein umbildete.

Aber wie entstehen diese Massen von Kieselerde mitten in der Kalkerde des Mergels und der Kreideberge? Kann eine Erdart in die andere durch Prozesse, welche uns noch unbekannt sind, und die vielleicht Jahrhunderte zu ihrer Vollendung gebrauchen, umgewandelt werden? — Oder war die Kieselerde in der allgemeinen Flüßigkeit auch aufgelöst, als es die Kalkerde war? Aber warum schlug sie sich dann nicht wie ein aneinanderhängendes Flöz nieder, sondern in Klumpen, die oft zerstreut im Mergel liegen, und gar nicht zusammenhangen? Einige dieser Feuersteine haben die Figur kleiner Stalaktiten, sind aber inwendig hohl, ungefähr solche Röhren, wie der Sandstein bildet, die sich auf den Salinen an die Dornen hängt, wenn man das Holz inwendig herauszieht. Die meisten aber haben eine rundliche, irregulär zusammengeknetete Form. Der verstorbene Dolomieu hat ein paar vortreffliche Abhandlungen im Journal des mines über die Feuersteine in Frankreich und die Art, sie zu gewinnen, und zu Flintensteinen zuzubereiten. Hier liegen die Feuersteine eben

so geschichtet, als zu Mastricht; aber über ihr Entstehen hat Dolomieu nichts gesagt.

Mastricht ist eine große, reinliche, holländische Stadt, von Ziegeln gebaut, mit 17,000 Einwohnern, und hat ein schönes Pflaster und ein noch schöneres Rathhaus. Sie hatte sonst eine starke holländische Garnison; die Bürger klagten über ihren Verlust und über den nachtheiligen Einfluß, den dieses auf die bürgerlichen Gewerbe hätte. Jetzt hat sie nicht einmal eine französische, und selbst in dem berühmten Fort bei Mastricht waren nur zwei Mann Besatzung.

Fünfter Brief.

Lüttich den 2ten Juny 1804.

Lüttich ist von Mastricht fünf Stunden. Täglich geht eine Barke zwischen beiden Orten. Da sie aber über diese fünf Stunden den ganzen Tag fährt, so gab ich nur meinen Mantelsack ab, und ging selbst zu Fuß.

Der Weg geht an der Maas hinauf. Die erste Stunde hat man immer das Mergelflöz zur Seite, welches hier das steile Ufer des Flusses bildet, und man sieht die regelmäßigen Schichtungen der Mergel- und Feuersteinflöze in den entblößten Wänden sehr deutlich.

Ich sah an einer Stelle des Berges Rauch herauskommen; ein nackendes Kind, das da herum-

ging, ließ vermuthen, daß der Berg bewohnt sey. Ich stieg das Ufer hinauf, und fand eine Höhle, in der einige Kinder waren, und eine Frau, die beschäftigt war, Essen zu bereiten. Ich ging hinein, die Höhle war voll Rauch, da die Morgensonne auf den Eingang schien. Ich fragte die Frau, warum sie und ihr Mann sich keinen Schornstein oben durch den Berg machten? Wel, myn Heer, sagte die Frau, men moet het eene voor doen en het andere na. Arme lieden zyn geene Heeren, en als men het huys vol Kinderen heeft, dan gaat het zo niet. Vyf hebben wy nog, en twee heeft de lieve Heer.

Obschon alles äusserst ärmlich war, so war doch die Frau vergnügt, und wirthschaftete in ihrer Höhle recht emsig herum. Zugleich übte sie noch Pädagogik nebenher, und hielt ein kleines Mädchen, das mir etwas Feuer gab, zur Höflichkeit an. Ich sah, daß ihre Lebensweisheit zwar beschränkter war, als die meinige, aber dafür auch klarer und geläufiger. Ik wensch Uw eene goede

Wandeling, myn Heer, sagte sie freundlich, als ich wegging.

Sollte Rousseau nicht Recht haben, wenn er sagt: daß durch die Wissenschaften und Künste, und durch die Verfeinerung, die beide geben, die Menschheit zwar gewonnen hätte, aber nicht die Individuen? Eine Frau, wie diese im Petersberge, die des Tages ihre Last und Hitze trägt, und des Abends sich müde auf ihr Lager legt, die sich und ihr Kind des Sonntags etwas besser ankleiden kann, als in der Woche, dann auch etwas besseres Essen und eine ruhige Stunde hat, — deren Lebensweisheit in einigen Sprüchwörtern und Sätzen besteht, die, zwar weniger systematisch als die Moralphilosophien, doch weniger übertreten werden; — die, indem sie diese und die Vorschriften der Kirche erfüllt, für die Gegenwart und die Zukunft ruhig ist; deren Lebenskreis überall rein nnd blank getreten ist, die noch nahe genug an der Gegenwart und der Wirklichkeit liegt, daß ihr die Wiederholung des Gestern und Heute nicht eckelt, und deren Nerven und Säfte durch Enthaltsamkeit und Arbeit stark und rein bleiben, und richtig an-

sprechen bei jedem Genusse; — nimmt man eine solche Frau, und dann einen Menschen aus den höheren Ständen, dessen Reichthum seinen Wünschen zuvorkommt, und der nur arbeitet, um seine Zeit auszufüllen; dessen Phantasie durch das Müßige des Lebens genährt wurde, und dadurch ein entscheidendes Uebergewicht über den Willen bekam, welcher nur durch Thaten und durch Entsagungen gestärkt wird; dessen Lebensweisheit fein, aber nicht kräftig ist; der durch Diät sich gesund, und durch Moral gut erhalten soll; (wo den Armen seine ärmliche Speise und seine Arbeit schon besser schützt, als Hufeland und Kant) — der die Wiederholung der Genüsse scheut, weil sie unter sich nicht durch Entbehrung und Arbeit getrennt sind, und der deswegen den Wechsel sucht, bis auch endlich die Beständigkeit des Wechsels ihm einförmig und langweilig wird; der dann gesättigt, verstimmt und lebenssatt seine Zuflucht zu künstlich gesteigerten Genüssen nimmt, und egoistisch an sich reißt, weil er im Innern seine Armuth fühlt, und Anderer Reichthum — ich dächte, daß die Frau im Petersberge nicht allein glücklicher ist, sondern auch

mehr gilt als Mensch, besonders wenn Lord Horion Recht haben sollte, daß der Weg das Ziel sey.

Wenn man das Leben der Reichen und der Gebildeten sieht, so findet man, daß sie weniger glücklich und weniger gut sind, als die unteren Stände, die die stille Gleichförmigkeit des Gemüths und des Lebens noch haben; wo das freundliche Morgen so ist, wie das freundliche Gestern.

Ich hatte die Landstraße verlassen, und einen Fußpfad eingeschlagen. Ich fragte einen Schäfer, der da seine Heerde hütete, und mit ein paar andern im Gespräche war, ob dieses der rechte Weg nach Lüttich sey? Er antwortete mit jenem verbindlichen Kopfnicken und freundlichem in's Gesicht Sehen, welches zart auf eine längere Bekanntschaft hindeutet: Oui, Monsieur, oui, tout droit. — Dieses war die erste Spur von der Nähe der französischen Grenze, und von der französischen Artigkeit, die sich durch alle Stände verbreitet. Verbindlichkeit im Betragen wirkt angenehm auf einen in einem fremden Lande, auch wenn man sich zehnmal sagt, daß es vielleicht nur

die Oberfläche ist. Auch die Oberfläche hat ihre Reize, und besonders in kurzen Minuten, wo sich an den Menschen weiter nichts berühren kann, als diese. Wir vernachläßigen oft unser Aeusseres zu sehr gegen andere, und selbst gegen solche, die wir geistig unter uns halten, und von denen es uns doch unangenehm wäre, wenn sie die kleinen Aufmerksamkeiten des gefälligen Umgangs gegen uns vernachläßigten. — Sie wissen wohl, in welchen Fällen man Wir sagt.

Sechster Brief.

Lüttich

Die blauen Fuhrmannskittel und dreieckigen Hüte mit Wachstuch sind eine Nationaltracht der Lütticher, in der man sie häufig über die Straße gehen sieht, und zu halben Tagen an der Maas stehen, und fischen. Die Leichtigkeit des Verdienstes in den hiesigen Eisenfabriken, die Wohlfeilheit der Feuerung aus den unter der Stadt hergehenden Kohlenflözen, die schwache Regierung des Bischofs, und die sehr geringen Abgaben haben einen Nationalcharakter erzeugt, der Aehnlichkeit hat mit dem, welchen wir in den griechischen Republiken finden. Hang zur Freiheit, zum Müßiggange, zum Vergnügen, und ein sehr starkes Bewußtseyn eigener

Kraft. Von der großen Cathedralkirche haben sie in der Revolution von 1789 das Dach abgebrochen, um aus dem Bley desselben Kugeln zur Vertheidigung der Freiheit zu gießen. Jetzt liegt sie in Trümmern.

Die Folgen der Ungebundenheit und der Arbeitsscheu sieht man besonders in einer Verdorbenheit der Sitten, die hier einzig ist. Man kann sich fast auf keiner Straße umsehen oder man stößt auf jemand, der einen in ein öffentliches Haus bringen will. Als ich diesen Morgen von der Post kam, stand ein krummer Kerl im Thor, den ich im Vorbeygehen nicht bemerkt hatte. Kaum war ich durch's Thor, so rief er: Monsieur! Voulez-vous voir la ville? Il y a ici de très-belles filles, et vous trouverez des femmes qui sont plus belles, que vous n'en avez vu dans toutes les autres villes. Je suis à votre service. —

Als ich ein paar Stunden nachher von den Kohlenbergen zurückkam, fragte ich auf dem Markte nach einem Kaffehause. Während man im Begriff war mir eins zu zeigen, so kam

ein herumstreichender Junge: Je vous montrerai un café, — und als wir durch eine Straße gegangen waren, so sagte er: vous allez voir des filles très-bien faites. Ich sagte ihm, daß ich auf ein Kaffehaus wollte, wo Zeitungen wären. Voulez-vous lire les gazettes? Voilà un café pour les gazettes, en voilà encore un autre..... un coup de vin si vous plait, Monsieur. — Als ich auf dem Kaffehause die Zeitung gelesen, so ging ich vor Tisch noch etwas auf dem grünen Plaze spazieren. Gleich kam wieder einer zu mir und fragte: Monsieur, êtes-vous un connoisseur? — Voulez-vous voir une belle fille? Je vous en montrerai une qui est encore bien jeune. — Des Nachmittags kaufte ich bei einer alten Frau auf dem Markte eine Elle Band für Camaschenschnüre. Sie glaubte, daß ich dieses in der Absicht thäte, um ihre Tochter zu sehen, welche neben ihr saß. Sie fragte gleich leise. Voulez-vous voir ma fille, elle est encore bien jeune, elle n'a pas plus de quatorze ans.

Aus diesem wenigen können Sie auf die hiesigen Sitten schließen, besonders wenn ich Ihnen sage, daß dieses alles an einem Tage war, von dem ich noch den größten Theil ausserhalb der Stadt, auf den Kohlenbergen zubrachte.

Die reichen Kohlengruben, die alle in der Nähe der Stadt und zum Theil in ihr sind, haben den größten Antheil an dem hiesigen Wohlstand, und an den hiesigen Eisenfabriken; die Lütticher nennen sie, nicht mit Unrecht, ihr Peru. Die Kohlenwerke bringen gewöhnlich unter allen Bergwerken die reichste Ausbeute, — theils weil der Flözenbau viel sicherer ist, als der, welcher auf Gängen und Nestern geführt wird, theils weil die Kohlen nicht wie die Erze einer weitläuftigen Zugutemachung bedürfen, wenn sie aus der Grube kommen. Hiezu kommt zu Lüttich noch das Vorbeifließen eines schiffbaren Stromes, der den Vertrieb der Kohlen in die benachbarten Departements so sehr erleichtert.

Die hiesige Kohle ist eine ganz vortreffliche Pechkohle, welche zu allen Arbeiten kann genuzt werden. Man gewinnt sie jetzt auf 15 verschie-

denen Flözen, und die Gruben haben bereits eine Tiefe von 1000 bis 1200 Fuß. Die Wasser werden mit Dampfmaschinen aus den Gesenken auf die Sohle der Stollen gehoben, durch die sie dann in die vorbeifließende Maas laufen. Die Dampfmaschinen werden hier gegossen; sie haben aber lange nicht die Genauigkeit in der Arbeit und in ihrem Gange, welche die englischen haben. Ich sah heute eine, eine halbe Stunde von der Stadt, bei der der Cylinder gerade über dem Kessel stand, in dem das Wasser in Dämpfe verwandelt wird. Der Kessel bildete eine Halbkugel von etwa 15 Fuß im Durchmesser. Die Steuerung der Hähne war sehr einfach, da der Stempel nicht durch Dämpfe niedergedrückt wurde, sondern durch die Atmosphäre. Uebrigens waren der Kessel und der Cylinder so undicht in ihren Fugen, und eine solche Menge Dämpfe strömte aus, daß das kleine Gebäude, wo sie stand, fast völlig undurchsichtig und dunkel war. Auf demselben Werkt förderte man die Kohlen mit einer Roßkunst herauf, auf der 8 Pferde gingen. Da der Treibschacht neben dem Kunstschacht war, so hätte man leicht die ganze Kohlenförderung mit

der Dampfmaschine vereinigen können, wenn man dieser eine bessere Einrichtung gegeben.

Vor der Stadt liegt eine Kanonengießerei, wo für Rechnung des Gouvernements eiserne Kanonen gegossen und gebohrt werden. Das leztere geschieht mit ein paar kleinen Dampfmaschinen.

Die hiesigen Gewehrfabriken sind berühmt, und zeichnen sich besonders durch ihre Eleganz und Wohlfeilheit aus. Dieselbe Doppelflinte, welche auf der Gewehrfabrik zu Hirschberg 8 Ld'or kostet, haben Sie hier für zwei, und noch eleganter gearbeitet.

Lüttich macht einen Halbzirkel von 1½ Stunde um die hohen Ufer der Maaß, und man muß, wenn man von Mastricht kommt, über eine Stunde durch die Vorstädte gehen, ehe man an die Stadt kommt. Die Stadt liegt am Abhange des Kohlengebirges, das hier überall mit Weinstöcken bepflanzt ist.

Die hiesigen Kirchen haben schöne Marmorwände. Der Marmor kommt aus den Ardennen. Die Einfassungen sind gewöhnlich von schwarzen und die Fügungen von weißem oder rothem Marmor. In der

Hauptkirche sieht man zwischen den Pfeilern des Chors sechs große Landschaften, die ein herrliches Colorit haben; — das schöne Blau der Luft ist so milde zwischen dem weißen Marmor der Pfeiler.

Uebrigens ist man hier eben so devot als sonst. An einer Kirche sah ich eine Einladung zu dem Feste des heiligen Antonius von Padua. Man verhieß hier Ablaß allen Gläubigen, welche ihre Andacht zu diesem Heiligen, der so viele Wunder gethan und noch täglich thue, verrichteten. Der Schluß war folgender:

On invite tous les fideles à venir s'enroler dans la confraterie eregie en l'honneur de ce glorieux Saint, afin que l'ayent pour patron singulier, il nous délivre par son crédit auprès de Dieu de toutes les calamites publiques et particulières. Ich dachte hiebei an mein Empfehlungsschreiben an unseren Gesandten in Paris, und freute mich, daß man in Lüttich ähnliche an den heiligen Antonius, als aufferordentlichen Chargé d'affaires bei unserem lieben Herr Gott, haben könne.

Siebenter Brief.

Brüssel den 4ten Jun.

Wir fuhren um Mitternacht von Lüttich, mußten am Thor wieder unsere Pässe vorzeigen, und waren um Mittag schon in Löwen, (16 Stund. von Lüttich) wo wir aßen. Der Wagen war schwer beladen, ausser dem Postillon waren 9 Personen darin, aber doch fuhren wir mit unsern fünf niederländischen Hengsten so leicht über das vortreffliche Steinpflaster, daß wir bald die zwanzig Stunden von Lüttich bis Brüssel zurückgelegt hatten; wir bezahlten hiefür nicht mehr als 12 Franken.

Merkwürdiges sahen wir heute wenig; vor Tirlemont kamen wir an drei römischen Grabhü-

geln vorbei, welche nahe beisammen liegen. Sie haben eine Höhe von 15 bis 20 Fuß, und unten einen Durchmesser von dreißig. — In Tirlemont war alles lustig und fröhlich. Die Straßen waren mit Mayen bepflanzt, — die Mädchen waren weiß gekleidet, und auf dem Markte war ein Altar errichtet, von Mayen beschattet, mit brennenden Kerzen verziert. Es war Sonntag und zugleich Namenstag des Patrons von Tirlemont, der heute durch Prozessionen, welche durch die Felder zogen und durch religiöse Gesänge und Gebräuche von dem Volke gefeiert wurden. Der Tag war um so feierlicher, da dieses seit vielen Jahren wieder das erstemal war, daß man ihn feiern durfte.

Ein starker Geist, den wir auf dem Wagen hatten, ärgerte sich hieüber sehr, und fluchte auf die Pfaffen, die so etwas veranlaßten, und auf die Regierung, die dergleichen Ceremonien erlaubte. Der Mann sah die Sache vielleicht aus einem guten kameralistischen Standpunkte an, und hatte Recht. Aber mich freute das allgemeine in der Freude, und die gemeinschaftliche Idee, die die Men-

ge beseelte. Mit unseren aufgeklärten kameralistischen Staatsverfassungen sind wir endlich so weit gekommen, daß wir kein Volk mehr haben, und keine Volksversammlung, die durch einen gemeinschaftlichen Enthusiasmus und eine gemeinschaftliche Idee zusammengerufen wird. Alles ist daher erfreulich, was einer Volksversammlung ähnlich sieht; auch wenn die Idee irrig ist, die sie zusammenruft, auch wenn man es so gut weiß als ein Kammerrath, wie viel an Taglohn an einem solchen Tage verloren geht, und wie viel an Getränken verzehret wird jenseits der Landesgränze. — Im katholischen Cultus sieht man noch dunkel, was sonst das Volk war und der Priester. Unsere gute Staatsverfassungen, in denen endlich kein einziger Gedanke mehr ist, den Alle gemein haben, ausser dem Eigennutze, werden innerhalb hundert Jahren auch den katholischen Cultus planiren, und die Leute werden dann zu ihrem Seelenheil vielleicht so ordentlich vom Staate jeden Sonntag in die Kirche geführt, als jetzt der Gardist in * * in die Garnisonkirche. —

Löwen, einst so berühmt als Universität, ist jezt

ein unbedeutender Ort, der die Spuren des Verfalls alter Städte trägt, die einst blühend waren. Dieses Zurückgehen drückt sich auf eine eigene Weise in den Einwohnern und in den alten Häusern und ihrer abgebleichten Wohlhabenheit aus, und spricht einen überall auf dieselbe wehmüthige Weise an.

Wir sind hier in Brüssel in de Falk op de Bergerstraat. Dieses ist ein kleiner Gasthof, wo wir es nicht elegant, aber dafür sehr bequem und wöhnlich haben, und dabei ein ganz vortreffliches Bier. Cäsar wollte schon lieber in einer kleinen Stadt der erste seyn, als in Rom der zweite, und in großen Hotels ist man selten noch der zweite, wenn man keinen Bedienten und keine Pferde hat.

Wir gingen gegen Abend nach dem Park. Unser Weg ging an der Goudalakirche vorbei. Sehen Sie den Telegraphen! sagte Hoffmann (von Mainz), und als ich an den hohen gothischen Thürmen der Goudalakirche hinaufsah, so sah ich oben den Telegraphen, der gerade eine Depesche empfangen hatte — noch zwei Bewegungen machte, und dann ruhte.

Ich wurde hievon sonderbar ergriffen, und ich erinnere mich nicht, daß lange etwas einen so starken Eindruck auf mein Gemüth gemacht hat. — War es das Unerwartete, oder war es das Große, das in der Idee liegt, daß der Befehl, welcher vor 12 Minuten in Paris gegeben wurde, jetzt schon hier angekommen war, und den Raum von 63 Stunden durchflogen. — Oder war es das Langsame, Feierliche und Bestimmte, was in der Bewegung des Telegraphen liegt? Oder war es das verständig Geordnete in der Bewegung der Maschine, das sich scharf unterscheidet von dem mechanisch Wiederkehrenden in dem Gange der anderen. Mit Mühe riß die Gesellschaft mich fort, — ich hoffte immer, er solle wieder anfangen, aber er blieb in Ruhe.

In dieser Stimmung kam ich in den Park. Die breiten Gänge des Parks waren voll Spazierender (Brüssel hat 80000 Einwohner), und alle in ihrer Sonntagskleidung. Die Pracht und der Reichthum empfangen einen hier von allen Seiten auf eine ungewöhnliche Weise. An der Ostseite des Parks liegt das Schloß des vorma-

ligen Gerichtshofes von Brabant, dessen Portikus von 8 Säulen getragen wird. Neben diesem liegt das Hotel des Prinzen von Wallis, und noch ein anderes Hotel in demselben großen Stile gebaut. An der Nordseite läuft die Straße der Freiheit vorbei, die durchaus aus großen und schön gebauten Häusern besteht. An der Westseite liegt das Hôtel des Etrangers, das Hôtel Belle-vue und neben diesem das Hotel der Präfektur.

Auf zwei hohen Fußgestellen stehen mitten im Park ein paar Gruppen spielender Knaben, mit den Attributen des Ackerbaues, des Gewerbfleißes, der Schifffarth und des Wohlstandes umgeben. — Die Sprache dieser todten Steine ist in den reichen Niederlanden so verständlich und das Lächeln der Knaben so natürlich, daß man gerne bei ihnen verweilt, und beim Zeichen an das Bezeichnete denkt.

Es kommt sehr auf den Ort an, wo eine Bildsäule steht, wenigstens für uns Layen. Stünden diese in der armen Residenz eines deutschen Fürsten, wo man nichts von dem Wohlstande sieht, den sie vorstellen sollen, so sind es bloße Steine. —

Daher das Leere und die todte Oede, die einen überall in * * verfolgt, wenn man vor den Bildern der Kunst steht und vor den Säulenhallen. Die Kunst und das Schöne gedeihen nur auf dem classischen Boden der Freiheit, und offenbaren sich nur einem wohlhabenden, lebenslustigen Volke.

Der Abend war sehr schön; wir gingen unter blühenden Akazien und unter wohlriechenden Pappeln. Als es vollends finster war, so wurde am östlichen Ende des Parks ein großes Feuerwerk abgebrannt. Um Mitternacht kamen wir nach Hause.

Achter Brief.

Brüssel.

Ich war heute auf dem Telegraphen. Man steigt 28 Stufen von der Straße bis an die Thüre des Kirchthurms, und von hier noch 240 Stufen auf einer steinernen Wendeltreppe, bis man auf der Platforme des nördlichen Thurms vor St. Goudala ist, auf dem das Cabinet mit dem Telegraphen steht. Beide Thürme sind gleich hoch, aber nicht vollendet, wie so viele große Werke aus der gothischen Baukunst.

Es kam, gerade als ich oben war, eine Depesche aus Paris. Ich sah den Telegraphen arbeiten, und den ganzen Mechanismus in Thätigkeit. Ich will versuchen, Ihnen eine Beschreibung von

dem zu geben, was ich sah, und zugleich eine Zeichnung beilegen, aus der Sie sehen werden, daß der Mechanismus sehr einfach ist.

Im Cabinet ist ein kleiner Telegraph, an dem die verschiedenen Bewegungen gemacht werden, welche der äußere zeigt. Von dem innren pflanzen sich die Bewegungen durch Stricke von Messingdrath, welche über verschiedene Rollen gehen, bis zum äusseren fort, und dieser wiederholt alle Bewegungen, die der kleine macht.

Aus dem Cabinet gehen zwei Stangen hinaus, die durch Sprossen mit einander verbunden sind, wie eine Leiter. Diese machen den festen Theil des Telegraphen aus. Unten geht eine eiserne Achse durch beide, um die sich der kleine bewegt, und oben geht eine zweite durch, um welche sich der große dreht.

Der Telegraph besteht aus drei Stücken, aus dem Mittelbalken und den beiden Flügeln. Der Mittelbalken ist 15 Fuß lang und die Flügel ohne ihre Gegengewichte 5 Fuß.

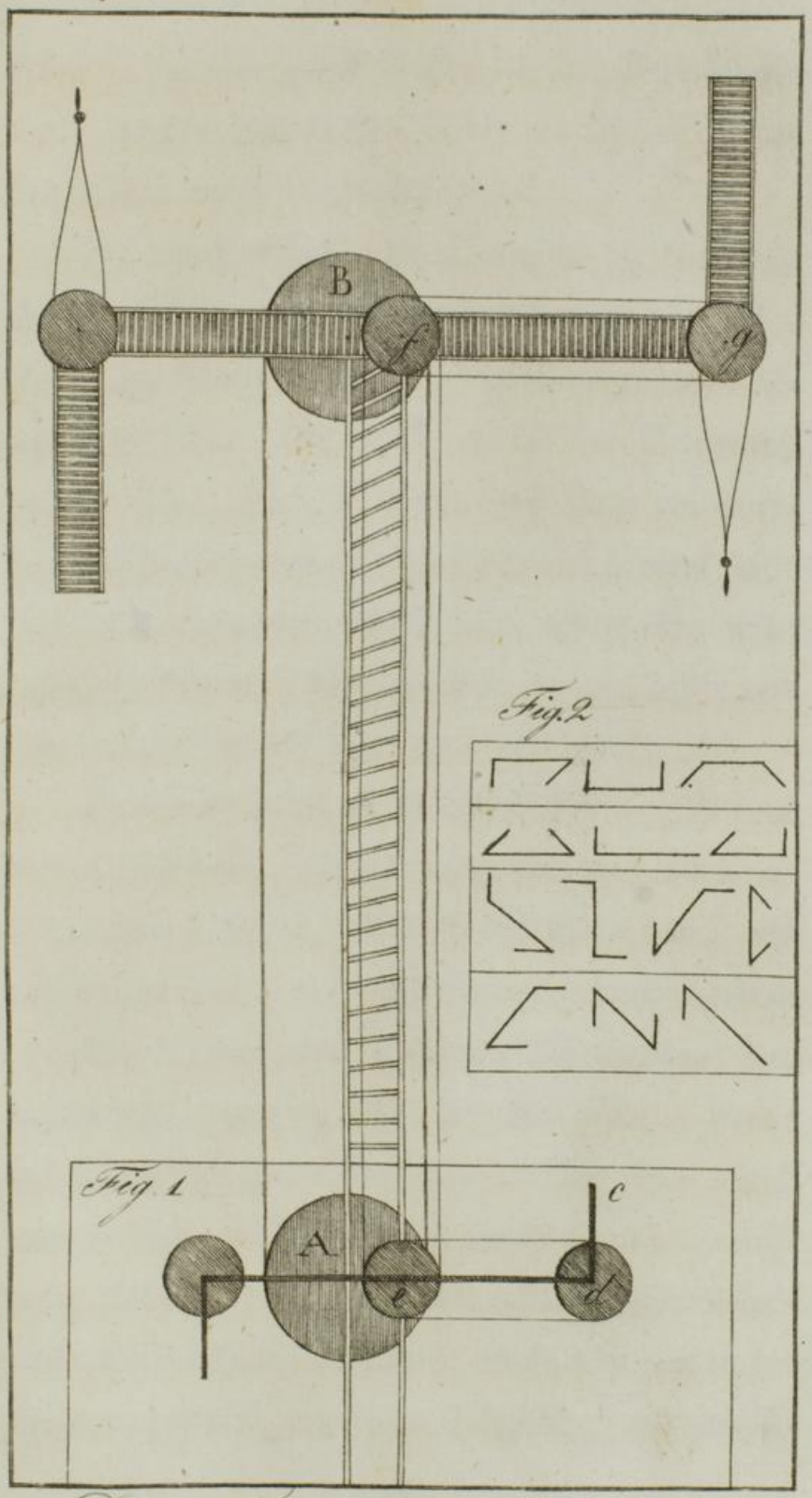
Wird das Mittelstück des kleinen Telegraphen herum gedreht, so dreht sich die große Rolle A.,

die am hinteren Ende der Achse sitzt, auch mit herum. Der Strick, der von dieser um die obere Rolle B. geht, dreht diese mit herum, und diese dann wieder das obere Mittelstück, auf dessen Achse sie sitzt. Das große Mittelstück muß daher dieselbe Bewegung machen, die das am kleinen Telegraphen macht, und wird dieses um 45 Grad gedreht, so dreht sich jenes auch um 45 Grad.

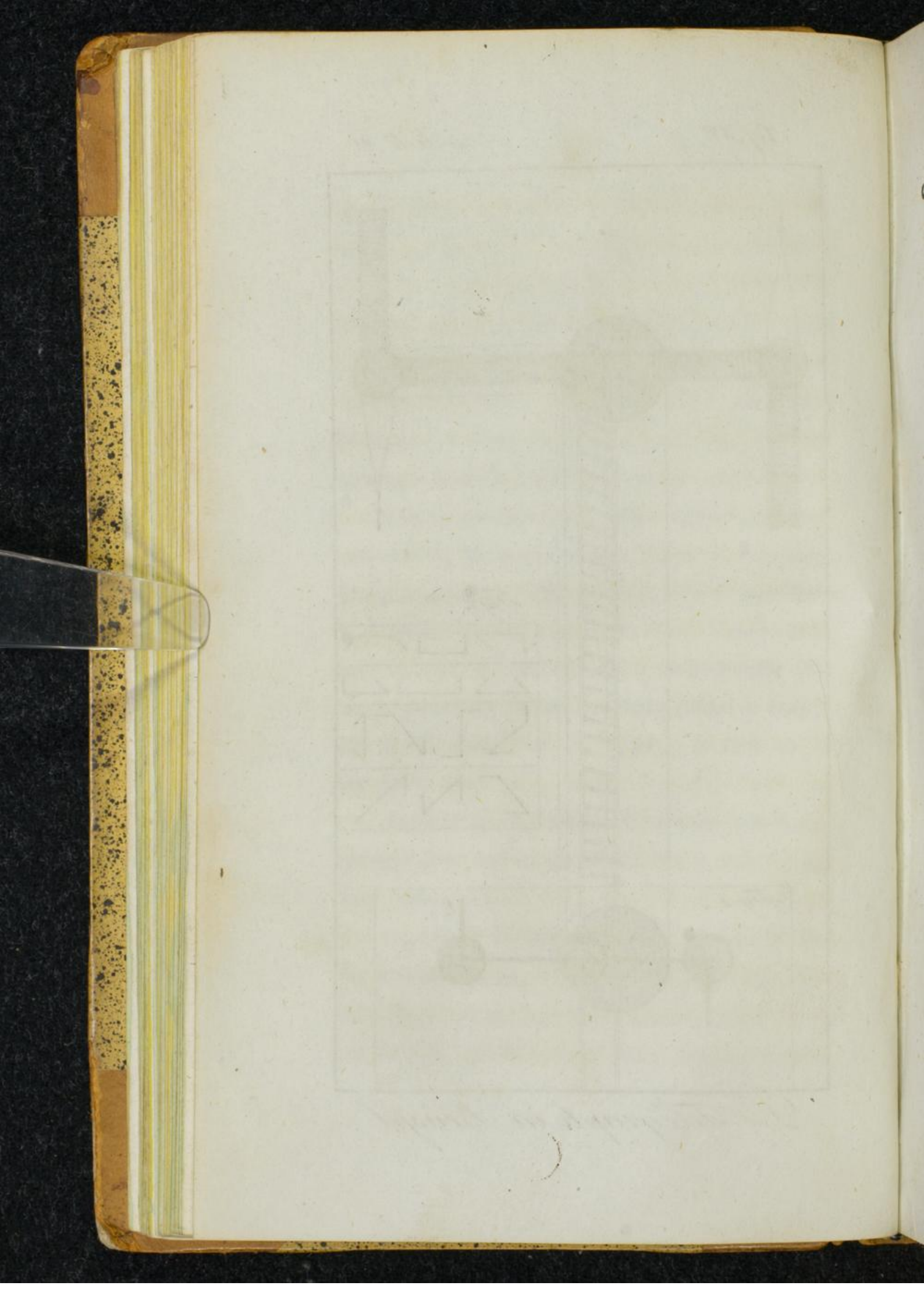
Die Bewegungen der Flügel des kleinen werden eben so durch Stricke und Rollen fortgepflanzt bis zum großen. Wenn der Flügel c seine Rolle d dreht, so dreht diese die Rolle e, diese dreht f, und f dreht g, und Flügel g muß dieselbe Bewegung machen, welche der kleine Flügel c macht. Dreht sich dieser um 90 Grad, so thut es jener auch.

Eben so pflanzt sich die Bewegung des linken Flügels über eine zweite Rolle bei e und f nach dem äusseren fort.

Jede Rolle hat acht Einschnitte, in die ein Riegel geschoben wird, wenn sie still stehen soll. Jeder Flügel nimmt acht verschiedene Lagen an, unter rechten Winkeln und unter halben rechten.



Der Telegraph in Brüssel



Eben so hat die große Rolle, welche den Mittelbalken dreht, acht Löcher, in den ein Riegel geschoben wird, wenn sie stillstehen soll.

Die verschiedenen Zeichen, welche die drei Stücke des Telegraphen machen, stehen in Fig. II., welche ein kleines Stück aus dem Telegraphen-Alphabethe ist. Der Zeichen, die der Telegraph machen kann, sind so viele, daß kaum ein Viertel gebraucht wird. Das Gouvernement läßt sie häufig wechseln, damit ihre Bedeutung nicht verrathen werde. Nur der Direktor des ersten und letzten Telegraphen kennt ihre Bedeutung.

Die Rollen sind von Messing, sind 9 Zoll hoch und 2 Zoll breit. Die Stricke sind auf ihnen mit Schrauben befestigt, weil sie zu glatt sind, als daß sie mit bloßer Reibung könnten gedreht werden.

Die Balken des äusseren Telegraphen sind durchbrochen gebaut, wie Jalousiefenster, damit der Wind frei hindurch gehe. Das Mittelstück und die Flügel sind schwarz angestrichen, die aufrecht stehende Leiter ist weis. (Umgekehrt würde vielleicht zweckmäßiger seyn). Brüssel ist jetzt in der Linie von Paris der letzte Telegrah; der nächst-

vorhergehende ist zu Dilbek, zwei kleine Stunden von hier.

Soll eine telegraphische Depesche weggeschickt werden, so macht der erste ein Zeichen, daß sie kommt. Der zweite wiederholt es, und so lange dieser es nicht wiederholt hat, darf der erste kein zweites machen. — Von Paris bis Brüssel sind 28 Telegraphen, die, wenn jeder gleich auf seinem Posten ist, ein Zeichen von Paris bis hierher in 12 Minuten schicken. In jeder Minute können drei Zeichen gemacht werden. Jeder Telegraph beobachtet den andern durch ein Fernrohr, welches in der Wand befestigt ist. Die Fernröhre, die man hier hatte, waren achromatisch, sie halten 1½ Zoll Oeffnung, 3 Fuß Brennweite und etwa 25mal: irdische Vergrößerung. Man sah den Telegraphen in dem nahen Dilbek sehr deutlich damit, und ich glaube, daß man seine Bewegungen noch durch einen dünnen Regen würde haben beobachten können. Ich sagte Ihnen schon, daß gerade eine telegraphische Depesche kam, als ich oben war. Der Franzose, der die Bewegungen beobachtete und machte, war sehr gefällig, und ließ mich immer so lan-

ge am Fernrohr, bis ich ihm sagte, daß der Telegraph von Dilbek seine Stellung geändert habe. — Er wiederholte sie dann, und schrieb sie auf eine liniirten Bogen, den er gleich an den Direktor Chappe schickte, wobey er zugleich nach seiner Uhr die Stunde und die Minute der Ankunft der Depeschen bemerkte.

Wenn es sehr heiß ist, dann ist in der Gegend von Paris die Luft gegen Mittag so dick, daß sie nicht durchsehen können. Dieser Umstand hatte an dem heutigen Tage die Ueberschickung der Nummern verhindert, welche an dem heutigen Morgen im Nationallotto waren gezogen worden.

Chappe, ein Bruder des Pariser, ist Direktor des Telegraphen. Ein zweiter Bruder ist auf dem Telegraphen in Brest, und ein dritter auf dem zu Bordeaux. Ausser Chappe sind noch zwei gemeine Telegraphisten hier, welche von des Morgens 7 bis des Abends 7 Wache halten, und die Depeschen an Chappe schicken. Zu nächtlichen Beobachtungen mit Laternen war der Telegraph nicht eingerichtet.

Der Brüsseler Telegraph soll unter allen der

einfachste und schönste seyn. Er wurde erst vor einigen Monaten eingerichtet. Das kleine Cabinet ist sehr artig eingerichtet und meublirt. Man sieht hier die Geschicklichkeit der Franzosen, ein kleines unbedeutendes Local artig und wöhnlich zu machen. Nur war es sehr heiß, weil die Sonne von des Morgens bis des Abends drauf brennt, und von allen Seiten, da es von keiner Schutz oder Schatten hat.

Neunter Brief.

Brüssel.

Ehe ich abreise, muß ich noch ein paar Merkwürdigkeiten von Brüssel nachholen. Die erste ist der Place royale jetzt place de la liberté, den man für den schönsten öffentlichen Platz in ganz Frankreich hält. Er wird von 7 Pallästen eingeschlossen. Die Fronte macht die Kirche von Coudenberg (ci-devant temple de la raison) deren prächtiger Portikus von 6 canelirten Säulen getragen wird. An einer Seite ist das Hôtel de Flandres angebaut und an den andern ein zweites in demselben Stil. Neben dem Hôtel de Flandres liegt das Hôtel des étrangers, und

so wird jede Seite von zweien Palläſten eingeſchloſſen, die alle in demſelben großen Stil gebaut ſind, und deren Erdſtocke unter ſich mit Arcaden zuſammenhangen. Mitten auf dem Plaze ſteht der Freiheitsbaum, der üppig am Wachſen iſt. — Nicht weit davon wohnt in der rue da la liberté der Exdirktor Barras mit ſeinem Adjudanten.

Im vormaligen Schloſſe des Prinzen Karl iſt jetzt das Lyceum. Es enthält eine phyſikaliſche Inſtrumenten-Sammlung, die ziemlich unbedeutend iſt, dann einige Säle mit Gemählden, ein Mineralien-Cabinet und einen botaniſchen Garten. Im Mineralien-Cabinet iſt ein verſteintes Ammonshorn, das ungefähr 2 Fuß im Durchmeſſer hat, und deſſen äuſſerer Ring am Ende 6 Zoll dick iſt; dann hat es einige ſehr große Bergcryſtalle aus der Schweiz, die größten, die ich bis jetzt noch ſah. Uebrigens war das Cabinet in verſchloſſenen Schränken, und der Concierge hatte keine Schlüſſel dazu. —

In einem aufgehobenen Kloſter bei Lüttich war die Bibliothek mit Brettern aus einem Baume belegt, die alle eine Länge von 116 pariſer Fuß

hatten. Zwei davon wurden ausgebrochen und hier ins Museum gebracht, – wo man eine Wand einschlagen mußte, um sie hineinzubringen. Doch war ein Stück von 18 Fuß abgebrochen und ihre Länge betrug nur noch 98 Fuß. Sie waren von einer Eiche, am breitesten Ende 1½ Fuß und am schmalen ¾ Fuß breit.

Gestern Morgen machte ich einen Spaziergang den Kanal herunter nach Laken, dem Schlosse der Erzherogin Christina. Ein Privatmann hatte es gekauft und glaubte daran zu verlieren. Jetzt hat es das Gouvernement für Prinz Louis gekauft, und er gewinnt noch 100,000 Franken. Es hat sehr in der Revolution gelitten, und man sieht noch überall die Spuren der vormaligen Anarchie. Ein Theil der Ballüstrade ist abgeworfen, — die Fenster sind zerschlagen, und auf einem Nebengebäude das Dach niedergerissen. Ich habe die Vegetation hier nicht so reich gefunden, und die Lage nicht so schön, als ich nach dem Rufe erwartete, den das Schloß im Auslande hat..

Ich war diesen Abend eine Viertelstunde im leeren Schauspielhause, und zählte etwa 100 Per-

sonen. Um diese zu unterhalten, waren 25 Musici und vielleicht eben so viel Schauspieler beschäftigt. So etwas zu sehen, wäre tröstlich für manchen armen Stadt- und Landprediger, der öfter eine leere Kirche hat als eine volle.

Eine Beschreibung von Brüssel, die ich mir hier gekauft habe, gehört so sehr mit zu den hiesigen Merkwürdigkeiten, daß ich sie nicht übergehen darf. Der Titel ist: Coup d'œil sur Bruxelles ou petit necessaire des étrangers mit dem Matto: miscuit utile dulci. Der Verfasser dieser Topographie führt eine Dame in Brüssel herum, der er eine Menge Süßigkeiten sagt, die Hände küßt w. s. w., und das alles endlich dem Leser ganz ordentlich in seinem coup d'œil sur Bruxelles wieder erzählt, pour égayer un peu la matière et pour sauver la sécheresse du sujet. Die Geschichte ist nämlich kürzlich diese: Ce matin, sagt der Verfasser, — je me suis rendu à l'Hôtel de la croix blanche, rue Fosse aux Loups, auberge que Madame N... a choisie pour être à proximité de la comédie. Nous dejeûnâmes du thé,

des pistolets et du beure d'Anderlecht. Pendant le déjeûner cette dame que j'appellerai Julie, parce quelle me cache son véritable nom, m'apprit que les affaires qui l'avoient amenée de fort loin à Bruxelles, l'y retiendroient au moins quinze jours. „Puissiez-vous avoir assez d'agrement pour y rester quinze mois, lui répondit-je.“ — Vous ne pensez ce que vous dites, Monsieur. — Au contraire, Madame, je dis ce que j'ai pensé toute la nuit. Un regard tendre et expressif fut sa reponse, et cette réponse tacite me plait plus que le plus beaux morceaux d'éloquence. Je m'emparai de sa main blanche sur laquelle j'imprimai je ne sais combien de baisers, pour lui témoigner ma compréhension, mon attendrissement, et ma reconnissance.

Nach dieſer Beſchreibung ſeiner tendresse macht er die Bemerkung, daß man jetzt in Brüſſel mehr ins Schauſpiel gehe, und weniger in die Kirche, und führt

dann, nachdem er dieses mit einigen philosophischen Bemerkungen begleitet hat, die Dame, als sie sich endlich angekleidet hat, über den Buttermarkt. Julie sagt hier etwas über die Aufhebung der Klöster, worauf er antwortet: Excellente refléxion, Madame, — und dann weiter geht. Darauf kommen einige Verse über den St. Michael, der auf dem Thurm des Rathhauses steht, und er führt seine Dame an der kleinen bekannten Bildsäule von Bronze vorbei. Julie ne voulut pas passer Manneke Pisse sans s'y arreter. Ne me ferez-vous pas un impromptu sur cette fontaine, me dit-elle? Voyons qui de nous deux s'en acquittera le premier. — A coup sur, ce sera vous, Madame, le sujet est plus inspirant pour vous que pour moi. — Die Dame macht darauf folgendes:

Ma nudité n'a rien de dangereux
Sans péril regardez moi faire,
Je suis ici comme l'enfant heureux
J'ai fait pipi sur le sein de ma mère.

Mes vers sont un peu plus matériels que les vôtres, Madame. Er liest sie ihr vor, —

Julie wird bös und roth, disant: Un sentiment pur a inspiré mes vers, une pensée malhonête a produit les vôtres. Malheur aux écrivains qui cherchent à plaire par des phrases licencieuses. Sie sagt ihm, daß sie jetzt bis auf den Grund seines Herzens gesehen, — er sollte sich nur nicht entschuldigen und verstellen — sie kenne seinen Charakter und wolle ihm alles sagen, was er je begangen hätte. — Je vois bien, Madame, que vous êtes de l'école de Lavater. Nach diesen Auftritten bei der kleinen Fontaine kommt man in der Beschreibung von Brüssel weiter, und zu den Carmelitern. — Indem sie über den Fruchtmarkt gehen, wo gebaut wird, sagt Julie: daß sie nichts lieber sähe wie bauen, weil man glaubt, daß sich die Welt verjünge und man selber zugleich mit. Cette dernière expression me paroît déplacée dans votre bouche, Madame; je suis sûr que vous n'avez pas vingt-huit ans? Sie sagt aber, daß sie nahe fünfzig wär. Er will das nicht glauben, und sagt bei der Gelegenheit viel Starkes und Schönes. Dann ge-

hen sie am Kanal vorbei, — über den Fischmarkt, hier halten sich sich das Schnupftuch vor die Nase, und essen endlich im weißen Kreuz. Nach dem Essen geht es in die Comedie, worüber nun recht kunstmäßig gesprochen wird, — ein Franzose ist eine lebendige Dramaturgie portative.

Den folgenden Tag sagt ihm Julie, als er in's weiße Kreuz kommt, um sie zum zweiten Spaziergange abzuholen, daß sie hoffe, daß er das Zutrauen, welches sie in ihn setze, immer mehr rechtfertigen möge — sie habe eine große Reise zu machen, und schlägt ihm vor, ob er sie begleiten wolle? Tu n'est pas sans connoissance, ta santé est bonne et ton cœur me paroît libre. — Il l'étoit, Madame! avant de vous avoir vue, mais..... — Mais que pourrois tu faire d'une femme de cinquante ans comme moi? — L'adorer. — Sie sagt ihm, daß sie nicht ohne Ansprüche wäre, und sie wolle sehen, wie er sich aufführe.

Nach diesen Präliminarien geht die Beschreibung von Brüssel nun vorwärts, sie gehen über den Linnenmarkt, an dem Jesuiter-Collegio vorbei,

über den Place de la Liberté, wo sie sich im Hôtel de Flandres restauriren, und dann um den Park. Bei der Gelegenheit wird vom Grafen Cobenzel gesprochen, vom Präfekten u. s. w. Darauf gehen sie ins Museum, besehen die Bibliothek, wo dann Julie bemerkt, daß sie größer sey, und besser aufgestellt und geordnet, als unter der alten Regierung. Sie war sehr zufrieden mit dem physikalischen Cabinet, welches eine vortreffliche Sammlung ausgesuchter Instrumente enthält. Im vierten Spaziergang führt er sie in den Park, — nachher ins Tribunal, und endlich zeigt ihm Julie, um ihn von ihrem Alter zu überzeugen, ihren Namen im gothaischen Taschenbuch, das sie herauszieht, als eine Prinzessin von **. Quoi, Madame, vous êtez la princesse **. Oui, mon ami, et tu vois maintenant que je ne t'en ai pas imposé sur le nombre de mes années. Cela est impossible, Madame, vous avez donc un secret pour vous empêcher de vieillir. Nun kommen eine ganze Reihe franz. philosophischer, moralischer Bemerkungen. Endlich: Recevez ce baiser d'ami-

tié et acceptez avec plaisir le don qu elle vous fait. A ces mots Julie appliqua sa bouche charmante sur mes joues et me permit de lui rendre ses caresses; j'ouvris ensuite la petite boëte qu'elle venoit de me présenter et je fus comblé de joie à la vue de son portrait non pas à cause des brillans qui l'ornoient, mais parcequ'el étoit très-ressemblant et parfaitement peint. „Möchte sich doch, so fährt der Verfasser fort, Ihre Philosophie in mein Herz graben, wie Ihr Bild — möchte doch einmal ein Tag kommen, wo die Großen der Erde sich nach Ihren theophilantropischen Grundsätzen richteten. Dann wird das allgemeine Glück das Privatglück erzeugen, dann werden die Menschen eine sichere Moral haben, die für alle gilt, — die sie ohne Unterlaß antreibt sich zu lieben, und glücklich zu seyn, indem sie die Absichten Gottes erfüllen, und die moralische Ordnung befolgen, die er von Anfange der Welt als Regel für das ganze menschliche Geschlecht gegeben."

Hier hört nun der vierte Spaziergang und al-

les auf, und man erfährt nicht ob er mitreißt, oder aber, ob er Julie allein reisen läßt, ob sie noch im Weißenkreuz zusammen zu Nacht essen, sich einander heirathen — kurz die Beschreibung von Brüssel ist zu Ende.

Wenn Sie nach Brüssel kommen, so unterlassen Sie nicht das Buch zu kaufen. Es ist ein Grundriß von der Stadt dabei, den man gebrauchen kann, so wie einige historische Notizen in den angehängten Noten. Was aber mehr ist als dieses, das ist die treffliche Darstellung eines selbst genügsamen, oberflächigen Franzosen, dessen grösstes Talent ist, über alles etwas, französisch witziges und verbindliches zu sagen. — Wir haben hievon noch keine artistische Darstellung, und bis dahin, daß Göthe oder Jean Paul eine geben, muß man sich mit der Wirklichkeit behelfen — und das komische von dieser zu komischem der Kunst erhöhen. Sie können freilich viele Schriften kaufen, in dem sich der Nationalcharakter mehr oder weniger spiegelt, aber Sie werden nicht leicht eine finden, wo dieses so bestimmt ist, als da, wo man man es nicht leicht sucht: in der Beschreibung von Brüssel.

Nimmt man einen Theil Kunstkennerey, eben so viel Versemacherey, dann etwas Land- und Heermoral, eben so viel Popularphilosophie, doppelt so viel Zweideutigkeiten, und digerirt dieses alles wie Parazelsus in einer irdenen Retorte, so wird man einen Homunkulus bekommen, der gleich über den Rhein läuft, und französisch parlirt, und ein und anderes unwichtige Opus über Geschichte und Geographie schreibt.

Zehnter Brief.

Valenciennes den 7ten Jun.

Die 63 Stunden von Brüssel bis Paris fährt die Diligence in 2½ Tag. Wir fuhren diesen Morgen um 4 Uhr von Brüssel, und werden übermorgen Nachmittag in Paris seyn. Man bezahlt 51 Franken für einen Platz im Wagen und 45 für einen im Cabriolet. — Ich wählte letzteres, weil man hier eine freie Aussicht hat. Indeß ist es kalt geworden, und der schnelle Wechsel der Temperaturen, den man besonders im Cabriolet fühlt, läßt mich bei meiner Sommerkleidung einen Platz im Wagen wünschen, denn morgen Nacht müssen wir durchfahren. Diese Nacht bleiben wir hier, und fahren erst früh gegen 3 Uhr weiter.

Noch eine Unannehmlichkeit hat das Cabriolet, die besonders auf einer langen Reise drückend wird; es ist dieses ein starker Schmerz in den Waden- und Schenkelmuskeln, der von der Erschütterung herrührt, die die Füße mehr empfinden als der Körper. Die Füße stehen nämlich auf dem Vorgestelle des Wagens und machen alle Bewegungen und Stöße mit, die dieses auf dem Steindamme macht. Der Körper macht indeß die Bewegungen des Kastens, die einem ganz andern Gesetze folgen, als die des Vordergestells. Anfangs ist dieser Dualismus der Bewegung nicht unangenehm, aber späterhin erzeugt die beständige zitternde Bewegung ein Gefühl, als wenn sich das Fleisch der Wadenmuskeln von den Knochen trennen wollte. Die französischen Postillons fahren beständig mit ihren schweren Diligencen über's Pflaster, und nur sehr selten den Sommerweg, wenn es eine kurze Strecke langsam den Berg herunter geht. Geht es stark hinunter, so bleiben sie doch auf dem Pflaster, um das Rad zu hemmen.

Auf dem Kasten des Wagens ist eine Art von Wasche, — ein Korb von Weiden geflochten, der

den ganzen Wagen einnimmt und dessen Ränder ungefähr einen Fuß hoch sind. In diesem liegt das kleine Gepäck und der Condukteur, wenn der Wagen besetzt ist. Ich habe mich einigemal zu ihm gesetzt und gefunden, daß dieses bei guter Witterung die beste Stelle auf dem ganzen Wagen ist. Man hat hier eine freie Aussicht, empfindet wenig vom Stoßen, und ist von dem betäubenden Räder- und Kettengeklirre befreit. Man kann sich hier, wenn man einen Mantel und einen gefälligen Condukteur hat, sehr bequem einrichten, und schlafen. Man muß bei dieser outenside aber nicht an die der englischen Postkutschen denken, auf der der arme Moritz so jämmerlich zerstoßen wurde. Der Name zeigt dieses schon an, denn in der Kunstsprache der Diligence heißt dieses au imperial oder au paradis.

Von Brüssel hiehin verliert sich die Flamändische Sprache immer mehr. Jenseits trifft man sie noch häufig, und selbst in Brüssel sprechen einige Quartiere der Stadt flamändisch, indeß andere französisch reden.

In Mons assen wir zu Mittag. Eine Stun-

de diesseits Mons kamen wir über das Schlachtfeld von Jemappe, wo Dümouriez den großen Sieg am 6ten Nov. 1792 über die Oesterreicher erfocht. An diesem Tage fielen hier 10,000 für die Freiheit und die Republik. Unter dem Gesange von Allons enfans de la patrie stürmte Le Fefres Colonne die hohen Verschanzungen der Oesterreicher, und machte den Tag so entscheidend für Frankreich. — Wo sind diese Zeiten hin, und wo die Tage, an denen wir in Marburg sangen:

Heil euch Helden, Heil euch Allen,
Die im Kampf bei Mons gefallen,
Heil und Dank und hohen Ruhm.

Wenn diese Todten einmal aus ihren Gräbern erstünden und nach Paris gingen, um die Republik zu suchen, für die sie starben — und sie sähen da den General, unter dem sie für die Freiheit und die Gleichheit der Bürger bis auf den Tod fochten, als Marschall des Reichs hinter dem Throne des Kaisers stehen! — Und wenn dann durch die kaiserlichen Säle, und durch die Bedienten des Hofes diese blassen Geister von Jemappe zögen — —

Die weiten Ebenen von Flandern, der Schauplatz des letzten französischen Krieges, erstrecken sich von Mons bis gegen Cambray, in einer Länge von 15 Stunden. In der Mitte derselben liegt Valenciennes.

Am Thor wurden unsere Pässe durchgesehen, so wie zu Mons, nnd des Abends kam ein Gensd'armerie-Offizier und sah sie noch einmal durch. Man ist hier sehr vorsichtig. In der Citadelle sind 700 gefangene Engländer, und in der Stadt liegen 3600 Mann Italiäner. Auf der Citadelle hört man nichts als englisch, in der Stadt nichts als französisch, und geht man in der Stadt an der Hauptwache vorbei, so glaubt man in Italien zu seyn. Der schöne Markt, den Valenciennes hat, macht diese Idee noch lebhafter, da in seiner Bauart etwas italiänisches liegt. An der einen Seite sind alle Häuser von Hausteinen auf gleiche Weise mit drei Etagen gebauet, unten haben sie alle Arkaden, in denen die Waaren zum Verkauf ausliegen, und über den Arkaden hat jedes Haus einen Altan, wo die Familie sich an den Sommerabenden versammelt.

Ich bestieg den Thurm des Rathhauses, um die Stadt und die Gegend zu übersehen. Die Folgen des österreichischen Bombardements im Juni 1793 sieht man nur noch an einigen Kirchen, die sobald wohl nicht wieder aufgebaut werden. Die meisten Häuser waren am Thor von Mons niedergeschossen, aber zum Theil schon wieder aufgebaut.

Ueberhaupt sieht man Düsseldorf das französische Bombardement von einer Nacht fast mehr an, als Valenciennes das kaiserliche, welches mehrere Tage und Nächte ununterbrochen dauerte.

Die Merkwürdigkeiten des Thurms des Rathhauses werden einem von einer zweiten Merkwürdigkeit gezeigt — nämlich von einem Thürmer, der blind ist, und seinen Unterhalt mit Ausbesserung und Reinigung der Pendeluhren verdient.

Vor dem Abendessen ging ich eben nach den hiesigen Kohlengruben, die nur eine Viertelstunde von der Stadt sind. Die Gruben bringen eine Teufe von 6 bis 800 Fuß ein, und die Wasser werden mit Dampfmaschinen gehoben. Man gewinnt hier eine vortreffliche Pechkohle, die der

englischen gar nicht nachsteht. Von den Kohlengruben bei Mons habe ich nichts gesehen, als im Vorbeifahren eine kleine Dampfmaschine, die die Wasser hob; die Kohlen, die ich im Wirthshause sah, waren nicht so gut, als die zu Valenciennes.

Die Kohle ist wohl nach dem Eisen das wichtigste Fossil, was in Europa gewonnen wird. Frankreich hat durch seine Eroberungen die vortrefflichsten Kohlenwerke erhalten, die in den Niederlanden, die bei Lüttich, bei Achen, bei Eschweiler und bei Saarbrücken. Nach Lefebre sind jetzt in 47 Departements Steinkohlengruben im Betrieb, welche jährlich 388,000 Myriagrammes (oder 77,600,000 quinteaux) Ausbeute geben. Das Myriagramm auf der Grube zum Mittelpreise von 8 Centimen gerechnet gibt 32,280,000 Francs jährlichen Ertrag der Kohlengruben. Nach Lavoisier kann man mit 100 Theilen Steinkohlen eben so viel Wasser verdampfen als mit 184 Theilen Holz. Nach Hassenfraz muß man in den Hochöfen statt 100 Theile Steinkohlen 254 Theile Holz verbrauchen; in den Kupferöfen 270 und in den Kanonengießereien und Salzhütten 300

Theile Holz. Verbrennte man daher in Frankreich statt der Steinkohlen bloß Holz, so würde jährlich für 104 Millionen Franken Holz verbrennt werden.

Für das Departement von Jemappe sind die Kohlengruben besonders wichtig, weil nach einem Berichte des Präfekten an den Minister des Innern allein 25000 Menschen in den Kohlengruben unter der Erde leben, und im ganzen Departement noch 30,000 Menschen vom bloßen Kohlenvertrieb. Es streichen drei Kohlenfelder von Morgen nach Abend durchs Departement, die Flöze von 5 bis 6 Fuß Mächtigkeit führen. Auf dem ersten Felde sind 100 Schächte niedergebracht, auf dem zweiten etliche 80 und auf dem dritten über 150.

Obschon die Kohlen vortrefflich sind, so werden sie doch gar nicht ausgeführt, und selbst in den nächsten französischen Häfen braunte man sonst englische, weil diese ungeachtet des Transports noch wohlfeiler sind, als die französischen. Das Muld der besten englischen Steinkohlen kostet, wenn sie eingeschifft sind und alle Rechte bezahlt haben, nur 6 Fr. 34 Cent. Hingegen die im Departe-

ment Jemappe kosten 6 Fr. 50 Cent., wenn sie aus den Gruben kommen, und wenn sie am Ufer sind, um eingeschifft zu werden, so kosten sie schon 7 Fr. 60 Cent.

Wo liegt das Geheimniß der Wohlfeilheit in dem theuern England? Liegt es vielleicht in dem weisen Zurathehalten aller Kräfte? Auf den deutschen Kohlenbergwerken fährt man 1000 bis 1500 Pf. mit einem Pferd. Im theuern England, wo das Pferd mit ausländischem Hafer muß gefüttert werden, baut man erst einen Eisenweg von den Kohlengruben bis zur See, und dann zieht ein Pferd 8000 Pf., — und die Fracht ist wohlfeiler als im wohlfeilen Deutschlande.

Eilfter Brief.

Paris den 9ten Jun.

Ich bin endlich in der Hauptstadt der Welt, wie die Franzosen bescheidener Weise Paris nennen.

Diesen Morgen um 4 Uhr fuhren wir über die schöne Brücke, die zu Masky über die Oise geht. Sie ruht nicht auf Pilaren, sondern auf Säulen, deren zwei und zwei neben einander stehen. — Die Bogen sind äußerst flach und haben 50 Fuß Sprengung. — Sie ist so leicht, so kühn und dabei so äußerst vollendet in allen ihren Theilen, daß man sie mit Wohlgefallen betrachtet.

Der Theil der Pikardie, durch den wir heute kamen, ist hügelichter und gewährt einen abwechselnderen Anblick als die weiten Ebenen des

Hennegaus. Diesseits Masky ging die Chaussee zum erstenmal wieder durch einen Wald. Wir hatten eine Strecke von 80 Stunden zurückgelegt, ohne einen zu sehen. Das Grün der waldigten Gegend, die nun anhielt bis in's Departement der Seine, that dem Auge so sehr wohl. Aber man empfindet dieses nur, wenn man es lange entbehrt hat.

Um eilf Uhr waren wir in Louvres, noch zwei Posten von Paris; um Ein Uhr waren wir schon in Gonesse; der Wagen hielt hier, und ich ging zu Fuß, um das Ankommen in der Gegend von Paris ganz zu fühlen. Nach einer Viertelstunde lag mir rechts die alte Abtey von St. Denis mit den zerstörten Gräbern der Könige. Vor mir der Montmartre mit seinen Windmühlen, ich ging noch eine Viertelstunde und der hohe Dom der Invaliden stieg aus der Häusermasse an der Seite des Montmartres hervor, — heller Sonnenschein lag auf der Gegend, — leichte Cabriolets mit den schönen Pariserinnen flogen an mir vorbei, — (es war Sonnabend) und eilten nach ihren Campagnen.

Ein Viertel nach zwei war ich an den ersten Häusern der Vorstadt. Der Wagen holte mich wie-

der ein, — ich wollte mich auf's Imperial setzen, um rundherum sehen zu können, aber der Condukteur wollte es nicht zugeben. Es schien ihm gegen seine französischen Begriffe des Wohlstandes zu seyn. — Um halb drei waren wir an der Barriere von St. Martin, wo wir einen Augenblick hielten. Hier ist die äußerste Mauer um die Stadt, welche unter Ludewig dem XVI gebaut wurde. Unsere Pässe wurden nicht untersucht. Ein Viertel vor drei fuhren wir durch den Triumphbogen der Pforte von St. Denis, und um drei hielten wir auf dem Packhofe der Messagerie génerale rue Notre Dame des Victoires.

Wir haben die Nacht durchgefahren, ich bin schläfrig und müde, ich will diesen Brief auf die Post schicken, und mich ins Bett legen. Morgen will ich erst Paris sehen, wenn der Schlaf frische Kräfte gegeben und die Nacht einen neuen Tag.

Sonntag, Morgens.

Der Brief ist liegen geblieben, und die Post ist abgegangen ohne ihn. Ich will jetzt noch einen kleinen guten Morgen beifügen, und die

Nachricht, daß ich zum erstenmal in Paris ganz vortrefflich geschlafen habe, und 10 Stunden, ohne aufzuwachen. — Der Himmel ist milde, und alle Dächer voll Sonne. Die Kräfte sind lebendig, und es ist Sonntag, wo jeder sich freut und ergötzt. Ich kenne nichts angenehmeres als den ersten Morgen in einer großen unbekannten Stadt, — lauter neue Gestalten begegnen einem, alle Kräfte und alle Genüsse spielen um einen herum, das Leben drängt sich treibend ans Herz — und alle Organe sind offen zum Genuß; — mein Wechsler schickte mir schon diesen Morgen ein paar Rollen Geld für Empfehlungen und Creditbriefe, die ich ihm gestern Abend noch zuschickte — und dabei das Treiben und Gehen und Sprechen und Lärmen des munteren Volks in der Straße St. Denis, wo ich wohne, — die ein beständiger Markttag ist, und das zu meinem offenen Fenster heraufzieht.

Zwölfter Brief.

Paris den 18ten Jun. 1804.

Ich bin jetzt acht Tage hier, und habe die Stadt nach allen Richtungen durchstreift. — Besucht habe ich noch Niemand, und bin auch nicht Willens, es in den ersten drei Wochen zu thun. Von meinen Empfehlungs-Briefen habe ich noch keine abgegeben, als bloß den an unseren Gesandten, weil ich in dessen Büreau meinen Paß mußte unterzeichnen lassen.

Wie mir Paris gefällt? — fragen Sie. Anfangs gar nicht. Ich glaubte, Paris würde durch seine Größe und Volksmenge stark auf's Gemüth wirken. Aber das thut es nicht, und ich finde, daß es einerlei ist, ob in einer Stadt eine halbe

Million Menschen wohnen, oder nur 100,000. — In der Straße St. Denis und beim Palais roial ist es nicht lebhafter, als in der Kalverstraat in Amsterdam oder in der Bohnenstraße in Hamburg. — Ist man in einer großen Stadt, so sieht man zwar Straßen und Häuser, aber nie die Stadt, und durch das Aneinanderreihen der Straßen und Häuser bekommt man keine Vorstellung von ihrer Größe und Menschenmenge, weil man sich eher in der Summe verwirrt, als man sie aufgezogen hat. — Die Seine erschien mir sehr klein, theils weil sie es wirklich ist, theils weil wir lange keinen Regen hatten. — Ueberall mit hohen Quais eingeschlossen, mit Brücken überbaut, deren Bogen sie nicht einmal füllte, ohne andere Schiffe als Kohlennachen, ohne andere Flöße als die kleinen von rundem Brennholze, — bleibt sie weit hinter der Vorstellung, die ich von ihr hatte.

Hiezu kommt das unansehnliche abgebleichte Grau der Häuser, die alle aus dem mürben Flözkalkstein gebaut sind, welcher bei Paris gebrochen wird; — die falben Ziegeldächer, die mit den Jahren schmutzig schwarz werden; — die hohen breiten

Schornsteine, die selbst die öffentlichen Gebäude entstellen, wie das Louvre, die Thuillerien und das Luxenburg, und die in einigen Gegenden der Altstadt so dicht auf einander stehen, daß man kaum zwischen ihnen durchsehen kann. Dann die große Unreinlichkeit der Straßen, besonders in der City, in der Straße St Denis und auf dem Markt der Unschuldigen, obschon es in einem Monate hier nicht geregnet hatte. —

Diese Dürre hatte in den elisäischen Feldern, auf dem Plaze der Eintracht, in dem Garten der Thuillerien, auf den Quais und auf dem Carousselplaz einen Staub gemacht, den ich nirgend so drückend gefunden. Die jungen Kalkflöze, auf denen Paris liegt, lösen sich äußerst leicht in Staub auf, und dieser Staub ist, so wie aller Kalkstaub, äußerst schmerzlich für die Augen und die Brust. Ein wenig Regen hilft nicht einmal ein wenig sondern gar nicht, weil sie das Wasser schnell in sich trinken und auf der Oberfläche gleich wieder trocken sind. Die große Volksmenge und noch mehr die große Anzahl von Wagen und Cabriolets, die in beständiger Bewegung sind, machen, daß alles

Wassergießen der Polizei nichts hilft. — Die Hitze war gewöhnlich jeden Mittag 30 Grad des hunderttheiligen Thermometers, also immer ein paar Grad mehr, als wir es in den heißesten Tagen in Deutschland haben. Die drei Grade, um die Paris mehr nach Süden liegt, sein kalkigter Boden und die große Ebene, die es umgibt und die nur kleine Hügel und fast gar keine Waldung hat, machen es hier schon bedeutend wärmer, als bei uns, und vor zwei Jahren stand hier das Thermometer der Sternwarte auf 36 Grad.

Als ich ankam, war alles Gras, was die Sonne treffen konnte, versengt, das Laub auf den Bäumen war grau von Staub, alles war kahl und zertreten, und nirgend entdeckte das Auge frisches Grün. Die einzige Stelle, wo man noch frischen Rasen sah, war in den Gärten, die neben Chantilly an den Elisäischen Feldern liegen. Die hohen Bäume schützen hier mit ihren Schatten den Rasen, und die Spazierenden sind davon durch einen breiten Graben und doppelte Barrieren getrennt. Wäre dieses nicht, so wäre er sicher in drei Tagen eben so zertreten und kahl,

als der im Garten von Chantilly; denn die Pariser können ihrer Neigung, immer auf dem Rasen zu spazieren, unmöglich widerstehen.

Seit gestern hat es geregnet und alles hat eine andere Gestalt gewonnen. — Die Blätter der Bäume sind wieder grün, der Staub ist abgewaschen, und der Rasen fängt an sich zu erholen. Auch ist die Seine schon etwas gewachsen.

Ich habe die schmuzige, unruhige Straße St. Denis verlassen und mir eine sehr freundliche Wohnung im Hôtel Elisée rue de Lille Vaubourg St. Germain Nr. 684 gemiethet. Ich habe im Hinterhause drei Zimmer zu ebener Erde, und einen kleinen Garten unter meinen Fenstern. — Meine Wohnung ist sehr angenehm und stille, obschon ich nahe am Mittelpunkt der Stadt wohne. Ich habe nur zweihundert Schritte bis zur Brücke der Thuillerien. Die Vorstadt St. Germain gehört zu den ruhigsten und reinlichsten Theilen der Stadt. Es ist der Theil, wo die Minister, die auswärtigen Gesandten und die Rentenierer wohnen. — Kaufleute gibt es hier fast gar keine. Diese wohnen in der Straße St. Martin, St. Denis und St. Honoré.

Seit es geregnet hat, und seit ich meine enge Wohnung in der schmutzigen Straße St. Denis verlassen habe, gefällt es mir ungleich besser in Paris. So sehr hängt oft unser Wohlbefinden in einem Orte von Wohnung und Wetter ab. Vor drei Tagen hatte ich mir noch vorgenommen, nur zwei oder höchstens drei Wochen hier zu bleiben.

Daß mein erster Tag hier ein Sonntag war, das habe ich Ihnen schon gesagt, aber noch nicht, daß ich auch gleich in die Kirche ging. — Ich hatte im Publicisten gesehen, daß des Nachmittags um 4 Uhr in der Kirche Notre Dame vom Bischofe das Te Deum sollte gesungen werden, wegen der Erhebung Bonapartes zum Kaiser. Ich eilte frühe hin, weil ich das Gedränge fürchtete, aber diese Vorsicht war überflüßig, weil die Cathedrale zur Hälfte leer blieb.

Der Erzbischof kam, als die Musik schon eine Zeitlang gedauert hatte, mit seinem vergoldeten Hirtenstabe, unterstützt von ein paar Geistlichen. Vor ihm wurde ein vergoldetes Kreuz getragen, und um ihn ein halbes Duzend Wachslichter. Ungefähr zwanzig Soldaten bildeten ein Spalier, wo-

durch er ging, rechts und links den Segen austheilen. Er kniete am Altare zum Gebet, die beiden Geistlichen, die ihn unterstützten, knieten neben ihm. Hinter ihm knieten ein paar andere mit Lichtern. Der Erzbischof trug eine carminrothe Calotte und Chorkleid, mit einem Chorhemde von Spitzen. — Die anderen Geistlichen hatten unbehüfliche steife Chorkleider von rothem Sammet an, auf denen Goldstickereien waren, von der Breite einer halben Elle. Auch saßen einige Mitglieder des Staatsrathes da in ihren steifen gestickten Kleidern, welche man in Deutschland nur noch an der Livree kennt. — Das Ganze war eine geistliche Ceremonie, bei der sich niemand einmal die Mühe nahm andächtig zu scheinen, — ausgenommen der Erzbischof. — Das Publikum sah zu, kam und ging weg, nahm an der Thür sein Tröpfchen Weihwasser vom Manne mit dem Weihquaste, und parlirte und lachte. Nur einige aus den unteren Volksklassen hatten Gebetbücher, — keine von denen, die besser gekleidet waren. In Brüssel sah ich doch noch einen Elegant von etwa zwanzig Jahren, dessen Lebenslauf auf seinem Gesich-

te stand, — in eine Kirche kommen und sein Gebetbuch und Rosenkranz gebrauchen. —

Auf den Gesichtern der beiden Geistlichen, welche hinter dem Erzbischofe knieten, fand ich mit Vergnügen jene Spezies von Einfalt, die mit dem bezeichnenden Zuge von Schlauheit und Furchtsamkeit gemischt ist, welche man auf den Gesichtern der katholischen Geistlichen so häufig findet. Die beständige Wiederholung des mechanischen Gottesdienstes, das unmännliche des geistlichen Lebens, wo sie nichts zu beschützen haben, sondern sich selber beschützen lassen, wie die Weiber, — verbunden mit der weibischen Tracht der Ordensgeistlichen, und der Weltpriester, wenn sie im Chor sind, — dieses erzeugt jene Einfalt und jene Furchtsamkeit, — und diese beide wieder die kleinliche Schlauheit, wodurch sie gerade so, wie die Weiber, den Mangel des Muthes und der Kraft zu ersetzen suchen.

Auf Geschöpfe, die so biegsam, so perfektibel und so corruptibel sind wie der Mensch, hat die Lebensweise immer eine auffallende Wirkung. Ueberhaupt scheint in der ganzen organischen Welt

die Form sehr durch die Materie bestimmt zu werden, und überall nicht so fest zu seyn, als in der unorganischen die der Crystalle. Wie sehr ist nicht bei unserm zahmen Obste die Form durch die Materie verändert werden? Aber wie lange dauerte es auch nicht, ehe durch die Hand der Cultur, welche die Materie sorgfältig wählte, aus dem Holzapfel ein Borsdorfer, und aus der Holzbirn eine Bergamotte wurde? Wie verschieden ist nicht der englische Renner von einem Karrenpferde, und der Pudel vom wilden Hunde? Aber diese große Verschiedenheit in der Form bringen die Umgebungen nicht in einer Generation hervor, sondern erst in mehreren, und die große englische Stachelbeere erhielt man nicht auf einmal aus der wilden, sondern erst nach der Wartung und Pflege von 18 Generationen. Und eben so geht es mit dem Menschen. Die bestimmte Falte, die ihm seine Umgebungen eindrücken, ist nicht gleich in der ersten Generation in ihrer ganzen Stärke da. Der kleine Junge, welcher uns den Petersberg bei Mastricht zeigte, hatte sein Redner-Talent schon von der dritten Ge-

neration. Sein Großvater, der auch den Berg zeigte, hatte es in einem geringeren Grade. Wenn dieser Junge nun wieder einen Jungen hat, der wird es zu einer noch größeren Virtuosität darin bringen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet verliert die Physiognomik sehr viel durch den Cölibat, weil das Bezeichnende eines geistlichen Gesichts sich nicht auf die folgende Generation fortpflanzen, und da weiter ausarbeiten kann. Die Natur bringt es deswegen in dieser geistlichen Miene nie bis zu der Höhe der Umwandelung der Form durch gegebene Umgebungen, die sie bei den Stachelbeeren und Borsdorfern schon erreicht hat.

Reimarus zeigte mir einmal eine Schrift von einem Franzosen, dessen Name mir entfallen ist, in der etwas ähnliches über diese Formbarkeit der Materie gesagt wurde. Dieser meinte nämlich, daß durch die Lebensweise die verschiedenen Formen im Thierreiche entstanden wären. So hätten z. B. die Reiger anfangs keine lange Beine gehabt, sondern kurze, wie andere Vögel, weil sie aber viel in den Sümpfen gingen, so streckten

sie beständig ihre Füße, damit ihre Bauchfedern ihnen nicht naß würden, wodurch diese dann in der ersten Generation schon etwas länger geworden. Diese Reiger mit längeren Füßen erzeugten nun Reiger, die durch das fortgesetzte Ziehen an den Füßen noch wieder längere erhielten, als ihre Eltern, — und so ging das fort, bis endlich eine Generation kam, deren Füße die Länge hatten, die wir jetzt kennen, und da sie mit diesen nun hinlänglich gut durch die Sümpfe kommen konnten, so hörten sie des Ziehens auf, und die Verlängerung der Füße hatte ihre Endschaft erreicht. — Die Reiger wären demnach keine Sumpfvögel, weil sie lange Beine hätten, sondern sie hätten lange Beine, weil sie Sumpfvögel sind. — Ich möchte wissen, wie es der Franzose sich erklärte, daß die erste Generation Reiger, die en consequence noch kurze Füße hatten, schon so gerne mit ihren kurzen Beinen in den Sümpfen gingen. C'est bien curieux.

Dreizehnter Brief.

Paris den 24sten Jun.

Ich habe hier mein Universitätsleben wieder angefangen, und finde, daß dieses doch immer und überall die glücklichste Form ist, in die sich das Leben gestalten kann.

Aber wo sind die schönen Zeiten der griechischen Weltweisen geblieben, wo der Schüler lange in den Gärten der Lehrer lebte, und dann die verschiedenen Völker besuchte, die um das weite Gestade des Meeres wohnten, und ihre Kenntnisse zurück in sein Vaterland brachte!

Der hiesige Pflanzengarten enthält die größte Anstalt für das Studium der Natur, welche in Europa bekannt ist. Sie beschränkt sich nicht

bloß auf die Pflanzenkunde, sondern verbreitet sich über Mineralogie, Chemie, Anatomie und Naturgeschichte der Vögel, der vierfüßigen Thiere und der Insekten und Gewürme. Dieses ist zu einem gemeinschaftlichen Ganzen geordnet, das den Namen Muséum national pour l'histoire naturelle führt.

Bei dieser Anstalt sind zwölf der berühmtesten Naturforscher als Professoren angestellt. Der Staatsrath Fourcroy liest Chemie. Vauquelin liest technische Chemie. Hauy liest Mineralogie. Faujas St. Fond liest Geologie oder die Geschichte der Revolutionen unserer Erde. Desfontaines liest über die Pflanzenkunde. Jussieu über die wildwachsenden Pflanzen. Thouin über die Wartung und Eingewöhnung (Naturalisation) der Pflanzen. Der Canzler La Cepede liest über Fische und Gewürme. La Mark über Insekten, Conchylien und Madreporen. Geoffroy über Säugthiere und Vögel. Portal liest über die Zergliederungskunst. Cuvier, der Sekretär des National-Instituts, liest über Anatomie der Thiere. Endlich ist noch ein eigener Leh-

rer angestellt, der Unterricht im Zeichnen und Mahlen der verschiedenen Gegenstände der Naturgeschichte gibt. Dieses ist Vanspaendonk.

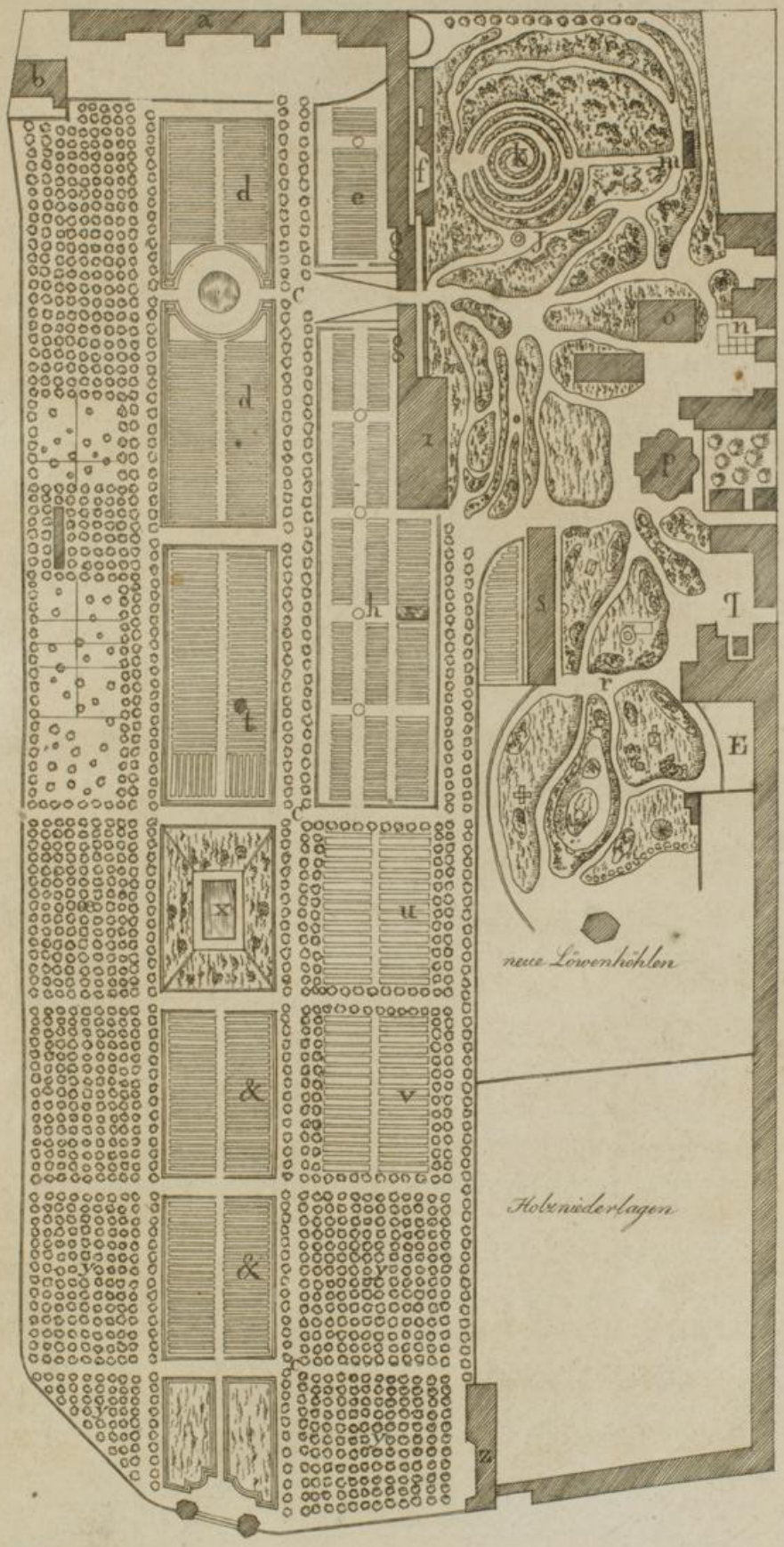
Die Vorlesungen sind alle öffentlich. Die Professoren werden von der Regierung bezahlt. Sie haben ein Gehalt von 10,000 Fr. Die meisten wohnen im Pflanzengarten in der Nähe der großen Gallerien, in denen die Sammlungen für die Naturkunde aufbewahrt werden.

Ich höre bei Geoffroy Naturgeschichte der Säugthiere, er liest von 9 bis 10 in der großen Galerie. Von 10 bis 11 höre ich bei Hauy Mineralogie. — Er hält seine Vorlesung im zweiten Saal der Mineralien. Des Nachmittags von 3 bis ungefähr 5 liest Fourcroy die Chemie im Amphitheater, Mittwochs und Sonnabends. In derselben Stunde liest Vauquelin des Freitags technische Chemie. Ich besuche die Hörsäle von beiden.

Der Pflanzengarten liegt an der Seine ganz am Ende der Stadt, der Vorstadt St. Antoine gegenüber. Meine Wohnung ist Dreiviertelstunde von ihm entfernt, die Tage, an denen die Vorlesungen gehalten werden, verlebe ich ganz im Pflan-

zengarten. Ich gehe des Morgens um acht hin, und komme am Abend gegen sieben wieder nach Hause. — Die Stunden zwischen den Vorlesungen bringt man entweder in der Bibliothek oder in den Gallerien, bei den Mineralien, oder bei den Vögeln, oder bei den vierfüßigen Thieren zu. Oder man geht in die Menagerie zu den Löwen oder zu den Elephanten, oder man geht in die Pflanzenschule oder in die Treibhäuser. Der Pflanzengarten ist so groß und reich an Gegenständen, daß man immer eine angenehme Beschäftigung findet, auch wenn man Tage lang darin ist. Will man sich ausruhen, so geht man zum Caffetier, der seine Wohnung unter den Bäumen am südlichen Ende bei der Straße Büffon aufgeschlagen hat. —

Ich lege Ihnen einen Grundriß vom Pflanzengarten bei, den ich aus den Promenades au Jardin des plantes für Sie ausgeschnitten habe. Wenn man zum oberen Thor des Gartens hineinkommt, so hat man links die Thorwache der Veteranen, und rechts das Gebäude, in dem das große Museum für die Naturgeschichte ist. Hier steht auch die Bibliothek. Unten sind die Mine-



G. R. sc.

Der Pflanzengarten.

ralien. Im ersten Saal sind die Versteinerungen, im zweiten die Marmorarten. In diesem liest Hauy der berühmte Cristallograph, Mitglied des National-Instituts und der Ehrenlegion. Er ist ein ältlicher Mann, sehr einnehmend, freundlich und zuvorkommend, und was gewöhnlich Leute von großen Verdiensten sind, sehr bescheiden und anspruchlos. Sein dünnes Haar trägt er schlicht und ohne Puder. Man findet ihn immer in einem einfachen braunen Kleide; sein Bruder, der Lehrer am Institut der Blinden, soll diese einfachen Sitten mit ihm theilen.

Ich unterzeichnete mich zu seinen Vorlesungen mit Szatthmari, einem Ungar, der von Göttingen kam, und den ich schon früher in Achen und Brüssel getroffen hatte. Hauy führte uns auf die große Galerie, sprach vieles über Göttingen und Freiberg und über deutsche Mineralogie, von der er sehr günstig urtheilte. Er bemerkte: daß uns vielleicht verschiedenes in der Lehre von den Crystallen nicht deutlich seyn würde, weil wir die ersten Vorlesungen nicht gehört hätten; er bat uns, wir möchten mit auf sein Zimmer gehen, wo er uns

das Zerlegen der Crystalle und das Messen der Winkel zeigen wolle. Wir wagten kaum, dieses Anerbieten von einem Manne anzunehmen, der uns zum erstenmale sah, und der hiebei kein anderes Interesse haben konnte, als uns nützlich zu seyn, da alle Vorlesungen öffentlich sind.

Die Einrichtung bei den hiesigen Vorlesungen ist folgende: Man meldet sich beim Professor, und schreibt seinen Namen, sein Alter und seinen Geburtsort in ein Buch, welches in jedem Hörsaale liegt. Man ist dann unter die Studierenden aufgenommen und erhält einen Schein, mit dem man auf das Büreau der Direktion des Pflanzengartens geht. Hier wird man zum zweitenmal eingetragen, läßt den Schein da, und holt den anderen Tag eine rothe Carte ab, mit der man freien Zutritt in die Museen auch an den Tagen hat, an denen sie für's Publikum geschlossen sind. Auf dieser Carte steht folgendes:

Museum national
d'histoire naturelle.
Nro. 100.
Cours de minéralogie.

Mr.
Benzenberg étudiant.
Hauy, Professeur.
Les Galeries d'histoire naturelle
sont ouvertes aux étudians
les Lundi, Mercredi et Samedi
de chaque semaine,
depuis onze heures du matin
jusqu'à deux heures de l'apres-midi.

Der Pflanzengarten wurde ums Jahr 1640 von de la Brasse Leibarzt Ludewigs des XIII. angelegt, und zwar bloß für fremde Medizinal-Pflanzen. Aber erst als Büffon im Jahr 1718 die Aufsicht übernahm, erhielt er den Reichthum und die Ausdehnung, welche er jetzt hat. Büffon zog die ganze Naturgeschichte mit in den Plan, und öffnete die Galerien jede Woche dem Publikum. Hiedurch verbreitete sich nicht allein der Geschmack an der Naturgeschichte, sondern die Sammlungen erhielten auch von Privatpersonen viele Geschenke, weil jeder seine naturhistorische Seltenheit eben so leicht in den Sammlungen des Pflanzengartens sehen konnte, als in seiner eigenen. Hiezu kam noch, daß bei jedem Geschenke bemerkt wurde, von wem

es das Museum erhalten. Dieses wirkt natürlich auf ein etwas eitles Volk nicht wenig, indem jeder sich so gern und so leicht für einen amateur d'histoire naturelle gibt, c'est-à-dire pour un homme d'éducation étant un peu connoisseur. — Der Garten hieß damals noch jardin du Roi. In der Revolution, wo bedeutende Gelehrte entscheidenden Einfluß auf die Regierung hatten, wurde der Plan gemacht, hier alles für Naturgeschichte zu vereinigen, was an allen andern Orten von Europa zerstreut ist, und nun erhielt das National-Museum für die Naturgeschichte die große Ausdehnung, welche es heutiges Tages hat.

Folgendes Verzeichniß der merkwürdigsten Gegenstände des Pflanzengartens wird Ihnen eine Uebersicht über den großen Reichthum geben, den man von der ganzen Erde auf diesen Fleck versammelt hat.

Ich folge hiebei der Ordnung, welche die Buchstaben auf dem überschickten Plane haben:

a) Das Hauptgebäude der Galerien für's Museum der Naturgeschichte.

b) Die vormalige Wohnung von Büffon.

c) Die Hauptallee, welche durch die Länge des Gartens geht.

d) Eine große Reihe Beete für vermischte Pflanzen. In der Fontaine, welche in der Mitte ist, stehen die Töpfe für die Wasserpflanzen; zwischen diesen schwimmen chinesische Fische.

e) Ein mit einer eisernen Grille geschlossener Garten, in den die Pflanzen aus den Treibhäusern in der schönen Jahrszeit gebracht werden. Das Gebäude im Hintergrunde enthält den Saal, in dem Thouin die Vorlesungen über die Cultur und die Einwöhnung der ausländischen Pflanzen hält.

f) Drei abgesonderte Pflanzen-Zimmer, wo in einem der große Wachsbaum von Peru steht.

g) Die alte Orangerie.

h) Der Theil des Pflanzengartens, der die Schule heißt. Hier stehen alle Pflanzen nach dem System, und bei jeder ist auf ein Blech der Name geschrieben. Auf einem andern Bleche steht die Classe und das Geschlecht, in welches die nebenstehenden Pflanzen gehören. Hier

wiederholen die Schüler die Vorlesungen der Botanik, die sie den Morgen gehört haben.

i) Das große Pflanzenhaus.

k) Die Ceder vom Libanon. Ihr Stamm hat unten über zwei Fuß im Durchmesser. Sie ist ein Andenken Bernhards von Jussieu, der sie vor 50 Jahren pflanzte. Der Blitz hat ihr den Gipfel abgeschlagen. Ihre große Zweige streckt sie horizontal von sich weg. Unter ihr ist eine Bank, auf der man immer Schutz gegen den Regen findet. Man übersieht hier den schönen Theil des Pflanzengartens, der auf's Amphitheater zugeht.

Die englische Parthie liegt auf einem Hügel, auf dem oben ein chinesischer Tempel k liegt, der durchaus von Metall ist. Er ruht auf acht dünnen Säulen von Bronze und ist mit einer Halbkugel von Messing bedeckt. Man übersieht hier den ganzen Garten.

l) Ist die Säule, welche Daubentons Andenken gewidmet ist. Dieser bescheidene Mann hat einen größeren Antheil an Büffons Ruhm, als man weiß. Er war Büffons Freund und

blieb ihm ergeben, und seine großen gründlichen Kenntnisse deckten manche Blöße des Grafen, der mehr Gewandtheit der Sprache und mehr Fantasie hatte als Daubenton, aber in vielen anderen Stücken ihm nachstand.

m) Ist das Haus eines kleinen Milchwirthes, wo man immer pariser Frauen und Ammen mit ihren Kindern trifft, die hier für einige Sous Milch nehmen, und sich dann vorstellen, eine Tour auf's Land gemacht zu haben.

n) Ein Vogelhaus für fremde Vögel.

o) Das Gebäude der Verwaltung. Hier sind die Magazine für Gegenstände der Naturgeschichte, welche noch nicht aufgestellt sind, oder die gegen andere ausgetauscht werden.

p) Das Amphitheater, wo die meisten Vorlesungen gehalten werden. Hier liest Fourcroy und Vauquelin.

q) In diesem Gebäude ist die Winterwohnung verschiedener Thiere, die im Sommer im Garten zerstreut sind. Hier wohnen auch die Elephanten. Ueber den Elephanten sind die Sammlungen für die vergleichende Anatomie.

r) Sind kleine englische Parthien mit Verzäunung umgeben, in denen die Thiere frei herumgehen. In der Mitte stehen Hütten, in denen die Thiere schlafen und vor der Witterung geschützt sind. — E ist der Spielplatz der Elephanten. Gegenüber sind die Strauße und Casuare, die Fasanen und Zebras. — Neben diesen ist die Verzäunung, in der die Schaafe mit Fettschwänzen weiden. Sie haben die Größe der gewöhnlichen Schaafe, sie haben braune Wolle, und Schwänze, die 10 bis 12 Zoll breit sind und 3 bis 4 Zoll dick; am äusseren Ende sind sie mit Wolle bedeckt, am innern sind sie kahl. Diesen gegenüber ist eine Verzäunung, in der eine kleine, äußerst kluge Ziege mit vier Hörnern herumläuft, und von den Vorübergehenden allerhand Gebackenes bettelt. — In einer sehr starken Verzäunung gehen mehrere Büffel aus Italien, in der Mitte ist ein kleiner Teich, an dem sie trinken. — Neben ihnen sind zwei alte Steinböcke und ein junger vom St. Bernhard. Hohe einwärts überstehende Gitter hindern sie am Ueberspringen.

Ihre Wohnung ist oben auf dem Gebäude, in dem unten die Büffel sind, und man sieht mit Vergnügen ihre Geschicklichkeit im Herauf- und Herunterklettern der Treppe, die dahin führt. Sie haben zwei Fuß lange Hörner, die unten nahe drei Zoll breit sind.

Neben dieser Verzäunung ist die Kameelhütte, in der drei Dromedare und zwei Kameele sind. Man gebraucht sie täglich zur Bewegung einer Pumpe, welche die verschiedenen Bassins des Pflanzengartens füllt. — Gegenüber ist die Verzäunung für Hirsche, Damhirsche und Rehe.

Das merkwürdigste unter diesen hier im Freien lebenden Thiere ist der Gnou vom Cap der guten Hoffnung; dieses Thier ist eine sonderbare Zusammensetzung aus Pferd und Stier. Es hat einen schwarzen Schwanz und schwarze Mähnen, wie ein Pferd. Auf der Nase, unter den Kinnbacken und zwischen den Vorderfüßen hat es schwarze Haarbüschel von 5 Zoll Länge. Vor dem Kopfe hat es feine, doppelt gekrümmte Hörner, wie eine Berg-Kuh. Seine Füße sind fein und schlank, wie die des Hirsches. Seine übrige Farbe ist lichtbraun, seine

Haare fein und kurz, seine Größe wie die eines einjährigen Rindes. So abweichend es in seiner Gestalt ist, so abweichend ist es auch in seinen Sitten. Alle andere Thiere haben in ihrem Benehmen etwas regelrechtes, aber nicht der Gnou. Er stellt sich hin, sieht auf die Erde und dreht den Zuschauern den Rücken. Auf einmal fängt er an zu springen, schlägt hinten und vorn aus, — und stellt sich dann wieder hin und sieht stier auf die Erde. Mon dieu, il est à moitié fou, sagen dann die zusehenden Pariserinnen.

Alle diese Grasplätze, auf denen die Thiere weiden, sind mit Blumen = und anderen Pflanzen umgeben, welche durch ein zweites Gitter vor dem Zerstören der Thiere gesichert sind. Diese Anpflanzungen verbergen dem Auge zum Theil die Gitter, und bringen eine Abwechselung hinein, welche nicht Statt finden würde, wenn es bloße Rasenplätze wären. — Alle Gitter sind übrigens sehr artig aus runden Stäben gebaut, welche noch die Rinden haben, und wenig Kunst verrathen.

s) Ist die große Orangerie, welche gegen Mittag liegt. Vor ihr sind Beete für Sommerpflanzen.

t) Ist eine kleine Bienenhütte.

u) Die Baumschule für die Fruchtbäume.

v) Pflanzen für die Feld- und Garten-Oekonomie.

x) Ein Platz mit Gesträuchen bepflanzt, der von vier Seiten schräg gegen die Mitte abläuft, wo ein viereckiger Teich für die Wasservögel ist. Dieser hat immer Wasser, weil er bis aufs Niveau der Seine abgesenkt ist.

y) Ein kleines Wäldchen ausländischer Bäume, die jetzt eingewöhnt sind.

z) Die Menagerie.

æ) Pflanzenbeete, in denen die Pflanzen gewartet und gezogen werden, und nicht nach dem System geordnet sind.

œ) Baumschule für die Bäume, welche beständig grün bleiben.

Ich will diesen Brief mit einem Verzeichniß der Thiere schließen, welche sich jetzt in der Menagerie befinden. Das erste ist ein schönes Pantherthier, dem man eine stille ruhige Wohnung gegeben, weil es trächtig ist. Dann folgen Murmelthiere, Affen und Ichneumons. Neben diesen ist

die asiatische Hyäne und die gefleckte Hyäne aus dem Innern von Afrika. — In der aufgeworfenen Nase und dem hangenden Hinterleib mit seinen struppigen dünnen Haaren liegt die feige Grausamkeit ausgedrückt, die dieses Thier besitzt, — und die schmutzige Niedrigkeit, die Aas aus den Gräbern raubt. Ich erinnerte mich, so bald ich sie sah, an einen Menschen, dessen Physiognomie große Aehnlichkeit mit dieser hatte, und an Tischbeins Zeichnungen, die die Aehnlichkeit zwischen Menschen- und Thierphysiognomien oft so auffallend darstellen. —

Neben den Hyänen liegt die Löwin Königin Mutter mit ihren beiden halbwüchsigen jungen Prinzen. Die Pariser nahmen so viel Antheil an ihr, daß, als sie in den Wochen war, die Journale eine Art von Bülletin über ihr Befinden gaben. — Ausser dieser liegen hier noch fünf andere Löwinnen und zwei Löwen, wovon ein Paar Hunde bei sich haben. Dann folgt der polnische Bär, der kleine schwarze Bär aus dem nördlichen Amerika, und der weiße Eisbär. Dieses ist der Senior der Menagerie, und schon 12 Jahr hier. Im Winter müssen sie ihm Wasser über den Leib

gießen. Die meiste Zeit findet man ihn stehend, den Kopf hin und her schwanken, und dieses mit einer Regelmäßigkeit, daß man ihn vor Galiläi zur Zeitbestimmung hätte gebrauchen können.

Neben dem Eisbären sind zwei Wölfe, Männchen und Weibchen in einem Käfig. Sie haben die Größe eines mittelmäßigen Schäferhundes, und in ihren Manieren eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit dem Hunde. Den Schwanz tragen sie in die Höhe gerichtet und gekrümmt, den rechten Hinterfuß heben sie auf beim Wasserabschlagen, — ihren Koth verscharren sie eben so, und ihr Heulen ist gerade das Heulen eines Hundes.

Dann folgen zwei Stachelschweine, drei Panther vom Cap und der Tyger. Unter der Panthern ist eins so zahm, daß es sich vom Aufseher krauen läßt, und ihn mit dem Schwanze streichelt. — Endlich machen die Geyer von Tunis, der Storch, die Raben und Eulen den Schluß der Menagerie, — und dieses langen Briefes.

Vierzehnter Brief.

Paris.

Ich habe Ihnen schon in meinem vorigen Briefe gesagt, daß sich die Galerien für's Museum der Naturgeschichte in dem großen Gebäude befinden, welches man rechter Hand hat, wenn man oben in den Garten kommt. Jetzt will ich Ihnen den Inhalt dieser Sammlungen und die Ordnung, in der sie aufgestellt sind, etwas näher angeben.

Durch zwei Flügelthüren kommt man in den ersten Saal des Mineralreichs, welcher die Versteinerungen enthält. Die merkwürdigsten sind, 1) der Krokodillskopf, der im Jahr 1780 im Petersberge bei Mastricht gefunden wurde. Er ist $4\frac{1}{2}$ Fuß lang und $2\frac{1}{2}$ Fuß breit. Weil der Mergelstein,

in dem er sich fand, so sehr weich ist, so konnte man ihn sehr gut aussägen und erhalten.

2) Ein fossiler Hauzahn eines Elephanten, der 7 Fuß Länge hat. Er ist am Wurzelende 7 Fuß dick und an der abgebrochenen Spitze noch 5. Er ist fast durchaus gleich dick, doch scheint er in der Mitte noch etwas dicker zu seyn, als gegen das Wurzelende. Er ist im Halbkreise gebogen. Seine Farbe ist ein sehr frisches Braun, und er scheint bei seinem Aufenthalte in der Erde nichts gelitten zu haben.

3) Merkwürdiger noch, als dieser, ist das Stück eines fossilen Elephantenzahns, der in der Gegend von Rom gefunden, und durch Hrn. von Rochefaucoult an das Museum geschickt wurde. Dieses Stück ist 6 Fuß lang und hat an seinem dicksten Ende zwischen 11 und 12 Zoll Durchmesser; — an diesem Ende hat es noch 9 Zoll Dicke. Auf den ersten Anblick glaubt man, daß ein Stück von einem Baumstamme da läge, besonders da er nur wenig gekrümmt, und durch die Verwitterung von aussen grau geworden ist. Inwendig ist er noch weiß, wie man auf den Stellen sieht, wo er ent-

zweigebrochen ist. Wegen seiner großen Mürbheit hat es nicht verhindert werden können, daß er nicht in vier Stücke zerbrach. — Was muß dieses nicht für eine Riese gewesen seyn, der zwei solcher Baumstämme als Zähne im Maule trug. Unsere jetzige Elephanten hätten bei all' ihrer Größe doch wohl nur als Füllen neben ihm gestanden.

Das fossile Elfenbein aus Syberien, wovon hier ein Stück angeschnitten und polirt worden, ist noch eben so fest und eben so frisch, als wenn es erst heute vom Elephanten käme, und man sieht ihm gar nicht an, daß es schon Jahrtausende in der Erde lag, und früher als die Geschichte aller Völker anfängt.

4) Verschiedene fossile Backenzähne vom Elephanten, und 5 Backenzähne vom Mammuth oder dem fleischfressenden Elephanten von Ohio. In der Krone sind sie 3 Zoll breit und 7 Zoll lang. Die Krone ist nicht, wie bei unseren Elephanten, flach, sondern es stehen fünf paar Höcker darauf von der Höhe eines Zolls, die eine äußerst starke Glasur haben. An einer der abgebrochenen Spitzen sieht

man, daß die Glasur des Zahns in der Krone 3 Linien dick ist.

Von vierfüßigen Thieren findet man hier mehrere sehr gut erhaltene Ochsen- und Büffelköpfe mit den anfitzendn Hörnern.

An versteinerten Muscheln und Schnecken ist das Museum nicht reich. Im Beuthschen Cabinette in Düsseldorf sieht man mehrere und zum Theil auch schönere Exemplare, besonders von Ammonshörnern.

Desto reicher aber ist das Museum an Fischabdrücken, und man wird vielleicht kein Cabinet finden, wo man so viele und so schöne hat, und fast von allen ist Abdruck und Gegendruck hier. Was mir sehr auffiel, ist, daß man hier gar keine Fischabdrücke auf Schiefer sieht. Alle sind in geschichtetem Sandstein, der zu viereckigen Tafeln geschnitten ist, wo die Fischabdrücke dann wie Zeichnungen sehr artig hinter Glas aufgestellt sind. Es ist eine Sammlung hier, die Bonaparte zu Verona Nova im Veronesischen hat machen lassen, als er im Jahr 6 in Italien war. Unter diesen ist ein sehr guter Abdruck einer Seehummer. Al-

le diese Abdrücke sind sehr stark, — einige liegen eines Fingers dick auf dem Steine. Zu den merkwürdigsten gehört ein Rajan Stephan von $2\frac{1}{2}$ Fuß Abdruck und Gegenabdurck; dann ein Chetodon Vespertilion auch Abdruck und Gegendruck.

Eine große Seltenheit, die man fast nirgend findet, ist ein vollständiger Steinkern eines Fisches von $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge, mit dem Abdruck dieses Steinkerns. Er ist in einem Steinblock, der ein Gerölle oder eine kleine Niere zu schein seyn, und etwa $1\frac{3}{4}$ Fuß lang und 11 Zoll dick ist. Man fand ihn am Fuße des Gebirges Grand-Mont, vier Stunden von Beaune in Bourgogne. Als man ihn entzweyschlug, so fand man den Fisch darin, an dem man Augen, Kiefer, Floßen, Schuppen und alles noch erkennet. Er hat kleine Schuppen und Aehnlichkeit mit einer Forelle, aber seine Augen sind zu groß, als daß es eine seyn könnte. Seine Lage im Stein ist gekrümmt. Der Abdruck liegt darneben. Legt man ihn auf den Fisch, so hat man wieder den abgerundeten Steinklumpen. Dieser scheint sich nach der Form des Fisches an-

gesetzt zu haben; besonders auffallend ist dieses am Schwanz, wo er sich eben so verlängert, wie dieser. Der Stein ist grau und gehört ins Thongeschlecht.

An der Seite des Saals liegen drei Schichten Sandstein, so wie sie aus der Grube kommen, auf denen ein Dutzend Fische mit Abdruck und Gegendruck sind, obschon jede Platte nicht über zwei Quadratfuß Fläche hat.

Die Pflanzenabdrücke des Museums sind nicht sehr zahlreich, aber sehr artig aufgestellt. Die Steine sind in gleichförmige Quadrate geschnitten, und in kleine Rähmchen hinter die großen Spiegelscheiben der Schränke gestellt. Alle sind in Sandstein, und was sehr merkwürdig ist, kein einziger in Schiefer.

Man scheint jetzt hier nicht viel mehr auf die Versteinerungen zu halten, seit Hauy die Aufmerksamkeit der französischen Mineralogen fast ausschließend auf die Crystalle, auf ihre Zerlegung und die Messung ihrer Winkel gelenkt hat. — Büffon ist todt. — — Ich äußerte einmal in einem Gespräche mit Hauy den Wunsch, recht

viel Interessantes von ihm über die Steinkohlen zu hören, weil ich mich für dieses Fossil besonders interessirte. Ils n'offrent que peu d'interessant, ils n'ont pas des cristeaux et leurs characteres physiques sont bien bornes — antwortete Hauy.

Ich sagte ihm, daß ich nicht glaube, daß man der Steinkohle alle Crystallisation absprechen könne, und daß in dem Cabinet von Beuth eine sehr seltene Stufe von einer Steinkohle sich befinde, auf der ein Dutzend sehr gleichförmiger Steinkohlencrystalle sich befänden; — aber Hauy schien dieses in Zweifel zu ziehen.

Im zweiten Saal liegt eine herrliche Druse von Bergcrystallen, aus Fischbach in der Schweiz. Sie besteht aus einigen zwanzig großen Crystallen, wovon der größte 5 Zoll Durchmesser und 10 Zoll Länge hat. — Neben dieser steht, wie eine Basaltsäule, ein dunkler Rauchcrystall von 5 Zoll Durchmesser und 20 Zoll Höhe. Man sieht an diesen Crystallen, nach welchem großen Maßstabe die Natur in den Alpen arbeitete.

Aber alles dieses übertrifft noch der große

Crystall, den man aus der Schweiz hieher brachte, und der vielleicht einzig auf der Erde ist. — Von diesem wiegt bloß die Spitze 800 Pf. und hat $3\frac{1}{4}$ Fuß Durchmesser. Man verwahrt ihn in den Magazinen, welche unter dem Museum im Erdstocke sind, weil man ihn im Museo selbst nicht aufstellen konnte. Ich äußerte gegen einen sehr gefälligen Aufseher des Museums den Wunsch, ihn zu sehen, und er war gleich so gütig mich hinzuführen. Man erstaunt, wenn man diesen Riesen unter den Crystallen in seinem Glanze da liegen sieht, wie er sich auf seinen herrlichen Flächen spiegelt. Eine Seite der sechsseitigen Pyramide ist $1\frac{1}{2}$ Fuß breit und $2\frac{1}{2}$ lang. Die Pyramide scheint unmittelbar aus der Druse gekommen zu seyn, und hat wohl keinem vollständigen Prisma zugehört. Es ist für den Naturforscher sehr merkwürdig, wenn er sieht, daß diese großen Flächen sich gerade so, wie die bei kleinen Crystallen, unter dem bestimmten Winkel so genau und so gerade an einander lehnen. — Wenn man an diesem Crystalle die großen Kräfte der Crystallisation gesehen hat, so hadert man weniger mit den Naturforschern,

welche die Alpen und die Cordilleras für die grossen Crystallisationen der Erde halten.

Ueberhaupt liegt in den großen Bergcrystallen etwas herrliches; — ich kann nie durch den zweiten Saal gehen, ohne eine aus Bergcrystall geschliffene Kugel, welche einen halben Fuß Durchmesser hat, mit Wohlgefallen zu betrachten. Das Glatte, der Glanz und das Einfache in der vollendeten Form ziehen einen an, so oft man durch den Saal geht. Es sind hier noch mehrere Trinkgefäße und kleine Hausgeräthe aus Agath, Crystall und Topasen, aber diese Kugel bleibt immer unter dem Schönen das Schönste.

In den Fenstern sind geschliffene Agathscheiben zwischen die Glasscheiben gestellt, um besser sehen zu können, was sie enthalten. Die schönste unter diesen ist eine weiße Agathplatte von 7 Zoll Länge mit grüner Conferva minor. Dann kommt eine Platte mit Lychen rangiferinus, — ferner ein brauner Agath mit der großen Brunnenconferve und mehrere von derselben Farbe mit der kleinen Brunnenconferve. In Deutschland vermuthete man es schon längst, daß manches pflanzen-

ähnliche in den Agathen keine bloße Dendriten wären. Hier hat man die Namen der Cryptogamen gleich darunter geschrieben, und um den Unterschied zu zeigen, Agathe mit Dendriten darneben gestellt.

Merkwürdig ist hier noch ein großer Stalactit von 7 Fuß Länge und 1½ Fuß Durchmesser aus der Höhle von Auxel bei Besançon; dann ein großes Stück isländischer Doppelspath, dessen eine Seite 45 und die andere 35 Quadratzoll Fläche hat.

Ferner ein großer Ruinenmarmor von 2½ Fuß Länge mit einer zerstörten Stadt, in deren Mitte noch der über alles herragende Münster steht. — Betrachtet man diesen Ruinenmarmor genau, so sieht man, daß er eine Art von Artefakt ist. Er ist durchgesägt und darauf in der Mitte an einander gesetzt; auf ähnliche Weise setzen die Tischler die Blätter an den Commoden aus doppelt gegen einander laufenden Spiegeln der Mahagonyfaser zusammen. Hierdurch entstand in der Mitte der schöne Münster, und an beiden Seiten das Ebenmaß in den Stadtruinen.

An den Fensterpfeilern sind 300 kleine Marmorplatten von der Größe eines Oktavblattes befestigt, unter denen man Marmor von allen möglichen Farben findet, vom blendend weißen durch's rothe, gelbe, blaue und grüne bis zum völlig schwarzen. Die meisten dieser Marmorarten sind aus den Pyrenäen. Man findet hier auch schöne Asbeststücke und einen Geldbeutel, geknotet aus Asbestfäden, das erste Kunstprodukt von einiger Bedeutung, welches ich von diesem merkwürdigen Steine gesehen. Die Kreuzcrystalle vom Andreasberg sind eben nicht die schönsten, — doch werden sie sich jetzt vermuthlich schon bessere vom Harz verschaffen. Auch sind in diesem Saale die kleinen Geräthschaften aufgestellt, die zur Mineralogie gehören. Der Crystallmesser (gonyometre) Nicholsons Aerometer, zur Bestimmung des specifischen Gewichtes, ein Löthrohr, ein Elektrometer und mehrere kleine Magnetnadeln.

Im dritten Saale sind im ersten Schranke rechts von der Thür die merkwürdigen Steine, welche in verschiedenen Gegenden aus der Luft auf die Erde gefallen sind, ungefähr an der Zahl 25.

Die meisten sind von Biot nach dem großen Steinregen vom 26sten April 1803 zu l'Aigle gesammelt. Der größte ist ein Stück von dem, der den 7ten Nov. 1492 zu Ensisheim bei Colmar fiel. Er wiegt 9,7 Kilogramm (23 Pf.) und ist von einem Stücke abgeschlagen, welches 305 Pf. wog. Diesen Stein schenkte Fourcroy dem Museum. Ein anderer, den Chaptal gab, wiegt 3,3 Kilog. (8 Pf.) er fiel bei Apt den 15. Vend. i. J. 12. Dann ist noch ein kleiner da, der zu Benares in Indien fiel, gegeben von Howard; — ein anderer, der in England fiel, — ein dritter, der in Spanien fiel, und ein vierter aus der Gegend von Bordeaux. — Alle sind von aussen mit einer schwarzen Rinde überzogen, als wenn sie im Feuer gelegen hätten, auf dem Bruche körnigt und grau, und alle sind unter sich so ähnlich, daß der von Benares recht gut an demselben Blocke könnte gewesen seyn, der zu Apt fiel.

Dann folgen die Metalle, unter denen man besonders schöne Malachiten und Zinnoberstufen findet. Dann der Bernstein, Schwefel, Kohlen, Diamanten, Laven, Basalte, Sandstein, Ruinenmarmor,

Gelenkquarz, und eine Sammlung angeschliffener Gebirgsarten von Corsika, données par. S. M. L'Empereur, so steht auf der Etikette. An den Fensterpfeilern stehen in diesem Saale die Crystalle in Holzschnitten zu den Demonstrationen bei den Vorlesungen. Die Ordnung, nach der die Mineralien aufgestellt sind, ist folgende:

1ste Classe. Neutral- und Mittelsalze. (oder die Verbindung einer Säure mit einem Laugensalz oder einer Erde).

2te Classe. Die Erden.

3te Classe. Die verbrennlichen Körper. Hier steht der Diamant neben der Steinkohle und dem Schwefel.

4te Classe. Die Metalle.

Im vierten Saale, der die Vegetabilien enthält, sind die Holzarten nach Queer- und Längenschnitt aufgestellt. Dann eine Menge seltener Früchte, worunter sich besonders die große Cokosnüsse von den Maldiven auszeichnen, die einen Eimer Wasser faßen. — Die Pflanzen, welche Gummen ausschwitzen, die welche Gespinnste geben, wie die Baumwolle, die, deren Früchte Milch enthalten u. s.

w. sind hier in verschiedenen Schränken zusammengestellt, und geben einen reichen Ueberblick über die Vegetation der südlichen Climaten. Eine Reihe anderer Schränke enthält eine große Pflanzensammlung von Tournefort und Vaillant. An der Decke sind Schildkröten, Krokodille und Schlangen aufgehangen, welche in den anderen Sälen keinen Platz fanden. — Diese vier Säle enthalten ungefähr 20,000 verschiedene Stein- und Pflanzenarten.

Der fünfte Saal enthält die Bibliothek, die ungefähr aus 15,000 Bänden besteht, und bloß Schriften über die Naturkunde enthält. — Hier steht die Bildsäule Büffon's. Sie ist täglich von 11 bis 2 Uhr offen, aber nur für die, welche da lesen oder nachschlagen wollen.

Die Nähe der Bibliothek bei der Galerie ist sehr angenehm für die, welche hier studiren. Ueber jeden Gegenstand, der einem fremd ist, geben einem die sehr gefälligen Bibliothekare ein Buch zum Nachschlagen; und da man hier die Naturprodukte und zugleich die besten Beschreibungen hat, so kann man sehr gründlich über alles das sich unterrichten, was man zu wissen wünscht. — Diese zweck-

mäßige Vereinigung aller Hülfsmittel für's Studium der Naturgeschichte ist wirklich einzig. In Göttingen ist auch eine große Bibliothek und neben an ein großes Museum, aber es ist da nicht so leicht, sich zu unterrichten, als es hier ist. Durch die große Menge von Aufsehern, die die Direktion des Pflanzengartens in allen Theilen dieser großen Akademie angestellt hat, durch die Glas- und Gitterthüren, welche vor den Schränken der Galerie und der Bibliothek sind, — wird von der einen Seite für die nöthige Ordnung gesorgt, und von der andern für die Bequemlichkeit der Studirenden. — Dieses kostet der Direktion bedeutende Summen, da in jedem Saale beständig ein Aufseher ist, und an den öffentlichen Tagen mehrere, (theils um zu erklären, theils um Ordnung zu halten), — da in der Bibliothek fast immer zwei Bibliothekare sind, und in den übrigen Abtheilungen des Gartens eben solche Aufseher; — aber diese Ausgaben scheinen mir so zweckmäßig, daß ich kaum begreife, wie es anders seyn könnte. Sind einmal für eine solche Anstalt die Millionen verwandt, welche die Gebäude und die Sammlungen, und überhaupt

die erste Anlage kostet: so sind die kleinen Summen, welche darauf verwandt werden, um sie für jeden Studirenden möglichst zugänglich zu machen, nicht zu umgehen. Denn was sollen diese Schätze anders, als daß sie die Kenntniße vermehren und verbreiten? — und wie können sie diesen Zweck erfüllen, wenn die Verwaltung nicht dafür sorgt, daß die Studirenden den freiesten und vielseitigsten Gebrauch davon machen können, ohne daß die Ordnung gestört und die Gegenstände beschädigt werden?

Ich werde Ihnen noch öfter von der zwekmäßigen Verwaltung der wissenschaftlichen Schätze erzählen, welche hier bei allen großen Büchersammlungen und Museen herrscht. Man sieht hier den wohlthätigen Einfluß der großen Gelehrten, welche jetzt bei den bedeutendsten Zweigen der Regierung angestellt sind. Es ist natürlich, daß nur Leute, die selber nicht allein ausgebreitete, sondern nauch gründliche Kenntnisse besitzen und die Bedürfnisse der Wissenschaften kennen, den Summen, welche dafür verwandt werden, die wohlthätigste Richtung für die Verbreitung der Kenntnisse zu geben wissen.

Seit der Revolution ist in allen diesen alten Anstalten das steife Ceremoniel des todten Buchstabens gefallen, welches sich in dem Zeitalter Ludwig des XIV. zuerst entwickelt und sich endlich, in dem der beyden lezten Ludwige überlebt und verknöchert hatte. An dessen Stelle ist jetzt ein freier lebendiger Geist getreten, der als ein Kind des Zeitalters erfreulich und jugendlich auf die wiedergebohrne Wissenschaft wirkt.

Fünfzehnter Brief.

Paris.

In meinem vorigen Briefe erzählte ich Ihnen von den Sammlungen, welche sich in der ersten Etage des Museums der Naturgeschichte befinden. Dieser soll die der zweiten Etage enthalten.

So wie Sie die zweite Treppe hinaufkommen, treten Sie durch eine Flügelthür in einen Saal mit getäfeltem Fußboden, der 180 Fuß lang ist, und durch die Decke erleuchtet wird. —

Hier steht rechter Hand die größte Vögelsammlung von Europa, und linker Hand stehen die verschiedenen Sammlungen von Insekten, Schmetterlingen, Corallen, Fischen und Schlangen. An jeder Seite sind 26 Schränke, deren jeder vier

Spiegelscheiben von $3\frac{1}{4}$ Fuß Höhe und 3 Fuß Breite hat. Die Leisten dazwischen sind von Messing.

Jede Scheibe kostet nach dem Tarif der pariser Glasmanufaktur 228 Fr. Die Gläser vor den Schränken kosten demnach auf dem einen Saale schon 47000 Fr.

Dieses ist die große Galerie des Museums der Naturgeschichte, wo La Mark, La Cepede und Geoffroy ihre Vorlesungen halten. Nach den Vorlesungen tragen die Aufseher die Tische und die Stühle weg, und die Galerie wird wieder frei.

Einen angenehmern und lehrreichern Spaziergang gibt es wohl nicht, als diese lange Halle, wo einen von allen Seiten freundliche Helle, Reinlichkeit, Ordnung und Reichthum umgibt.

So wie man in den Saal tritt, hat man rechts den schönen Casuar mit seinem blauen und rabenschwarzen Gefieder. Dann den Strauß, der vielleicht größer ist als die meisten Grenadiere der Garde. Er ist schöner als die lebendigen in der Menagerie sind, welche schon in unserem Clima und vielleicht auf der Reise gelitten haben. Wenn

man ihn sieht, so begreift man, wie die Afrikaner auf einem solchen Vogel reiten können. — Dann kommt die Löffelgans; — dann der große Kranich mit seinem mit Haaren bewachsenen Horne vor der Brust, — dann der Pelikan, dann der rothe Sphäricopter, ein Vogel wie ein Reiger, nur noch größer und schlanker mit hellrothem Gefieder und eben so hellrothen Beinen bis an die Zehe. Dann die Mänura (aber nicht die prächtige aus Neuholland, welche erst vor ein paar Jahren entdeckt wurde) — dann der Argus Fasan, über dessen Federn der ganzen Länge nach Augen sind. Seine beiden breiten Schwanzfedern messen $3\frac{1}{2}$ Fuß. Dann kommen die Goldfasanen und ein weißer Pfau. Im folgenden Schranke stehen zwei Pfauen, der eine mit ausgebreitetem Schweife, und der zweite mit zusammengelegtem. — Der Pfau bleibt doch immer der schönste und merkwürdigste Vogel, und bleibt dieses selbst in der großen Galerie des Museums, obschon hier über zweitausend andere Vögel aller Climaten versammelt sind.

Im folgenden Schranke sind die verschiedenen Taubenarten aufgestellt; — dann folgt der Buce-

ros von Malabar, der die Größe einer Ente hat, mit seinem unförmlich hohen und breiten Hohl-Schnabel, der $\frac{1}{3}$ so groß ist, als der ganze Vogel; dann folgt die Brasilianische Marmotta, mit ihren prächtigen Lazurfarben um den Kopf. Dann die Crapauds aus Cayenne, — die Kröten unter den Vögeln, — grau wie eine Steineule und von derselben Größe, ein breites flaches Maul, und überdeckt mit Federn bis an die Spitze, die wie eine Klaue hervorragt, von der man kaum sieht, daß es ein Schnabel seyn soll.

Neben an stehen die Schränke mit den Paradiesvögeln, worunter einige von besonders großer Schönheit sind; ihre Federn unterm Halse glänzen wie grasgrüner Sammet. Die meisten haben Beine, doch einer der schönsten hat keine; vermuthlich stammt dieser noch aus der Zeit, wo man sie ihnen abschnitt, um sie desto merkwürdiger zu machen. Dann folgen die Rabenarten, — unter denen ein weißer aus Frankreich ist. Dann die Sperlinge, unter denen man einen völlig hellgrünen sieht.

Der Quira ist von der Größe einer Turteltaube, und hat auf dem Schnabel ein aufrechtstehen-

des Hörnchen von 1½ Zoll Länge und Strohhalms Dicke. Hierauf folgen die Eulen, unter denen die größte zwei Fuß misst. Dann kommen die Habichte, Adler, Geyer, — dann die Baumläufer. Die Papageyen und Kakadous beschließen diese Sammlung, welche für die vollständigste gehalten wird, die man hat. — Bei jedem Vogel steht sein Name, und oben über dem Schrank steht das Genus und die Species, in welche sie gehören.

Wir sind jetzt am obern Ende des Saals, und wollen an der linken Seite wieder hinuntergehen. In den ersten Schränken sind die Corallen, die Schwämme, die Seesterne und andere Bewohner des weiten Weltmeeres. Hier hält La Mark seine Vorlesungen über die Gewürme. Dann folgen die Insekten, Käfer, Raupen und Schmetterlinge. Der größte Schmetterling ist hellbraun und mißt 7 Zoll von einer Flügelspitze bis zur andern. Der größte Hirschkäfer ist 5 Zoll lang und 1½ Zoll breit. Skolopender (Tausendfuß) von 10 Zoll, Taranteln, Scorpionen, Krebse. Der größte Taschenkrebs ist 1½ Fuß von einer Klaue bis zur andern. Bei den Hummern sind die Exemplare bei

weitem so groß nicht, als auf dem Hamburger Museum. Dann folgen vier Schränke mit Muschel- und Schnekenhäusern, dann fünf Schränke mit Fischen in Spiritus, — und vier Schränke mit Schlangen, Kröten und Eidexen in Spiritus. Im letzten Schranke an der Thür sind die Schildkröten, unter denen eine besonders merkwürdig ist, welche einen Schwanz hat. — Hier in diesem Theil des Saals liest La Cepede über die Fische; — diese nehmen nebst den Schlangen 600 Gläser ein.

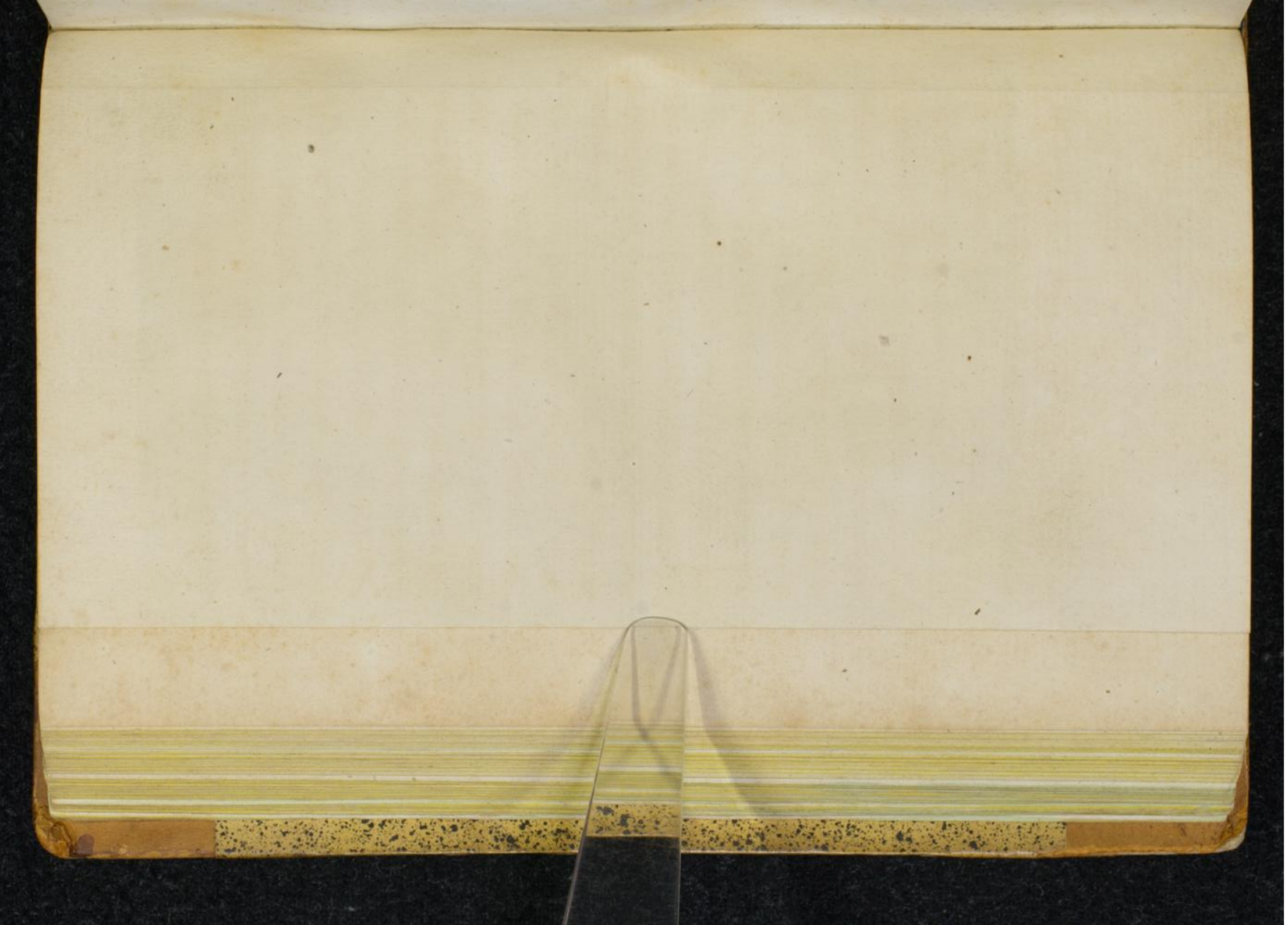
Après que nous avons parcouru assez rapidement ce depot précieux, il nous faut retourner à l'autre côté de la galerie, jettant encore un coup d'œil sur ces monumens superbes que nous venons d'admirer, — so steht in meinen promenades au jardin des plantes et aux galeries, und ich weiß Sie mit keiner bessern Wendung, als der des Herrn Pujoulx, wieder an die andere Seite zu bringen, wohin sie müssen, um durch eine zweite Flügelthür in den Saal zu kommen, wo die Quadrupeden sind.

J. Rautenbach fc.

…turelle.

zu Seite 160

Grande Galerie du Muséum d'histoire naturelle.



In den ersten Schränken rechts sind die Eichhörnchen, die weissen Haasen, die Murmelthiere, Hamster, Igel, Stachelschweine, zwei Zebras, fünf Schränke mit Affen, — Hyänen, Wölfe, Füchse, Beutelthiere, Löwen, Panther, Tiger, Katzen, unter denen die große Luchskatze aus Afrika besonders merkwürdig ist, — dann eine Löwinn und ein Löwe, der am Maximum gestorben. Dieser Löwe zeichnete sich durch eine besondere Zahmheit aus, als er in dem Hause des Gouverneurs der afrikanischen Compagnie am Senegal erzogen wurde. Er lebte ganz vertraut mit den Pferden, Straußen und allem Geflügel des Hofes, und selbst die Neger, welche in kalten Nächten sich bei den Thieren legten und schliefen, gingen ohne alle Furcht mit ihm um. Zu den Zeiten des Maximums bekam er wenig und noch dazu schlechte Nahrung, und er starb, nachdem er acht Jahre in Frankreich gelebt hatte. — Neben an liegen vier kleine Löwen, geboren den 13. Brumaire i. J. 12, gestorben den 14. Brum., wie auf der Etikette geht.

Dann folgen die Ziegen, Antelopen, Hirsche. Unter diesen ist das kleine ostindische Hirschchen be-

sonders merkwürdig, das nur 5 Zoll hoch ist und 7 Zoll lang. — Ferner ein weißer Damhirsch.

Hier steht auch das berühmte Schnabelthier, welches vor einigen Jahren in Neuholland entdeckt wurde, und den Naturforschern so viel zu schaffen machte. Es ist 20 Zoll lang, braungrau, hat Schwimmfüße und statt des Mauls einen flachen Schnabel, der ungefähr 2 Zoll lang und 1 Zoll breit ist. Das Muscum erhielt es vom Baronet Banks. Dann folgt der Hippopotamus aus Asien, die Ameisenlöwen und die Schuppenthiere, welche vom Kopf bis auf das Ende des Schwanzes eben so mit Schuppen überzogen sind, als der Karpfe.

Die großen Thiere sind nicht nach dem System geordnet, und ihre Stelle ist oft durch den Raum bestimmt, wo man sie stellen konnte.

In der Mitte des Saals steht das asiatische Rhinoceros, der Elephant, und die 18 Fuß hohe Giraffe, die noch hoch über den Elephanten wegsieht. Dieses merkwürdige Thier hat eine hellbraune Farbe, mit noch hellbraunern Streifen, welche sich kreuzen, und Flecke von 16 Quadratzoll Fläche

bilden. Auf dem Kopfe hat sie zwei Auswüchse wie Hörner, mit Haarbüscheln. Ihr langer Hals und ihr kurzer Leib geben ihr ein sonderbares Ansehen. Ihre Länge von der Brust bis zum Ende des Körpers beträgt nur etwa 6 Fuß. Der vierfüßigen Thiere in diesem Saale sind ungefähr 400.

Die verschiedenen Vorlesungen im Pflanzengarten fangen nicht zu gleicher Zeit an. Jedes Jahr eröffnen sich die verschiedenen Hörsäle in den ersten Monaten des Frühlings, und in der Ordnung, daß der Studirende sie alle besuchen kann. Botanik und Pflanzenphysiologie sind gewöhnlich die Vorlesungen, welche am ersten anfangen. — Dann folgen die Vorlesungen über die Cultur und die Einwöhnung der Pflanzen, beide sind des Morgens um 6 und 7 Uhr. — Im Mai eröffnet Hauy seine Vorlesungen über die Mineralogie. Etwas später fängt Geoffroy über die Quadrupeden, La Mark über die Gewürme und La Cepede über die Fische zu lesen an. Um dieselbe Zeit eröffnet Fourcroy seine Vorlesungen über die Scheidekunst und Vauquelin seine über ihre Anwendung auf Künste und Gewerbe. Im

Herbste fängt Faujas St. Fond seine Vorlesungen über die Geologie an, — und so wie die Jahrszeit kühl wird, eröffnen Portal und Cuvier ihre Vorlesungen über Menschen- und Thier-Anatomie. —

Alle diese Vorlesungen sind so geordnet, daß die Stunden, welche dem eigenen Studieren in den Galerien und in der Bibliothek bestimmt sind, frei bleiben. Diese sind von 11 bis 2 Uhr für die Studierenden offen, aber nur des Montags, Mittwochs und Sonnabends; des Dinstags und Freitags sind sie für's Publikum offen, — den Donnerstag bleiben sie völlig geschlossen.

Während des Jahrs 9 und 10 vertauschte und verschickte der Pflanzengarten 15000 Pflanzen, Stauden, Bäume, Propfreiser und Zwiebeln, ausserdem noch 60,000 Pakete mit Saamen. Man sieht hieraus die Wichtigkeit dieser Anstalt für den inländischen Garten- und Ackerbau.

Geoffroy, der von 9 bis 10 über die Quadrupeden liest, ist ein junger Mann, der mit Bonaparte in Egypten war. Er hat ein etwas schweres Organ, und man versteht ihn nicht

leicht. — Hauy ist ein Mann über die funfzig, sehr freundlich und zuvorkommend. In seinen Vorlesungen hört man manches, was man nicht in der Mineralogie erwartet. Bei dem Bley fing er neulich an vom Bleykalk zu reden, und setzte hinzu, daß dieser besonders bei der Bereitung des Flintglases gebraucht werde. Beym Flintglase bemerkte er, daß dieses, nebst dem Crownglase, bei den achromatischen Fernrohren angewandt werde, und nun setzte er die Theorie der achromatischen Objekte aus der Brechung der Lichtstrahlen auseinander, und erläuterte es mit Figuren. Beim Zink erklärte er die Voltaische Säule und bei der Platina erzählte er, daß die französischen Akademiker sie zuerst mit aus Peru gebracht hätten, als sie dort den Grad unter dem Aequator maßen. Er erzählte nun weiter, daß hier die französischen Akademiker vor 60 Jahren die Abplattung der Erde bestimmt hätten, und zeigte, wie dieses durch Gradmessungen möglich sey. Die Figuren, welche er hiebei gebrauchte, waren schon vor der Vorlesung aufgestellt, ein Beweis, daß diese Abschweifungen nicht unwillkührlich waren.

Fourcroy hat eine glänzende Beredsamkeit, und obgleich er äußerst schnell spricht, so versteht man doch leicht alles, was er sagt, weil er eine reine und sehr scharfe Aussprache hat. — Vauquelin wiederholt sich zu Zeiten ein wenig, welches Fourcroy nie thut, aber alle sprechen frei, und haben nur ein kleines Blättchen Papier auf dem Tische liegen, welches sie an die Folge der Gegenstände erinnert. — Dieses ist für den Zuhörer sehr angenehm.

Das Amphitheater, in dem die Vorlesungen über Chemie gehalten werden, bildet eine Rotunde, welche durch die Kuppel erleuchtet wird, und ungefähr 1000 Zuhörer faßt. Auf der Arene stehen die Destillirösen, die pneumatische Wanne, und andere chemische Geräthe. — Kolben und Retorten aller Art bilden eine Pyramide über dem Feuerheerde, an deren untern Seite die mystischen, chemischen Zeichen stehen. —

Fourcroy liest gewöhnlich nur des Mittwochs. Des Sonnabends, wo häufig Staats-Rath ist, liest ein anderer an seiner Stelle. Er sprach heute von Lavoisiers Verdiensten um die Chemie, — und

erzählte, daß er alle seine Entdeckungen seinen äußerst genauen Versuchen verdanke, und seinem freien Ueberblick über die Erscheinungen. Er habe eine Wage gehabt, die ihm 10,000 Fr. gekostet. Den rothen Quecksilberkalk, an dem Priestley zuerst gezeigt habe, daß die Gewichtsvermehrung durch den hinzugetretenen Sauerstoff geschehen sey, habe dieser von Lavoisier erhalten, mit dem er viel in Paris umgegangen sey, und von dem er vielleicht manches gehört habe. Fourcroy ließ es sich sehr angelegen seyn, diese Hauptthatsache des neuen Systems auf französischen Boden zu verpflanzen. Er nannte dieses System aber nie das lavoisiersche, sondern immer: das der französischen Chemiker. Als er von den Anstrengungen der Chemiker sprach, die sie während der Revolution machten, als es der Nation an Pulver und Eisen fehlte, — da wurde sein brennendes Auge noch feuriger, und er schien sich an diese Tage der jugendlichen Kraft und der Stärke eines zahlreichen Volks, nicht ohne eine geheime Neigung zurück zu erinnern. — Viele Zuhörer erinnerten sich vielleicht in diesem Augenblicke unwillkührlich an den

vormaligen Wohlfahrtsausschuß — an den Tod des großen Lavoisier und an den jetzigen Staatsrath des Kaisers.

Fourcroy ist ein sehr hübscher Mann von etwa vierzig Jahren. Sein krauses dunkelbraunes Haar trägt er kurz, aber nicht verschnitten, — seine Miene trägt das Gepräge der Schlauheit und der Gewandheit, und in seinem lebhaften feurigen Auge leuchtet eine immer unveränderte Thätigkeit hervor. Ausser den Vorlesungen im Pflanzengarten hält er noch andere in der école politechnique, — besucht das National-Institut, und leitet die öffentlichen Sitzungen der Akademie der Gesetzgebung. Zugleich hat er das Erziehungs-Geschäft in ganz Frankreich zu leiten, und muß über alle öffentliche Schulen, alle Prytaneen und Erziehungsanstalten den Berichten im Staatsrath erstatten.

Sechszehnter Brief.

Paris

Das Pantheon in Paris gehört zu den schönsten Gebäuden von Europa. Es liegt in der Vorstadt St. Jakob und ist bekanntlich die vormalige Kirche St. Genoveva. (Plan von Paris Nro. 54).

Der Baumeister des Pantheons war Jacques-Germain Soufflot. Er starb vor der Vollendung, doch folgte man seinem Plane bis an's Ende, und änderte ihn nur in einigen Kleinigkeiten. Im Jahr 1764 legte Ludewig XV. den ersten Stein dazu.

Die Figur des Pantheons ist die eines Kreuzes, in dessen Mitte der Dom mit der Kuppel steht, welche von 32 corinthischen Säulen getragen wird.

Die Länge des Pantheons ist 339 Fuß und seine Breite 253. An der Abendseite hat es einen schönen Portikus, den 18 kanilirte corinthische Säulen tragen. (S. das Titelkupfer). Jede dieser Säulen hat 5½ Fuß Durchmesser und 58 Fuß Höhe. Der Portikus hat eine Länge von 112 Fuß und eine Tiefe von 36. Im Fries stehen die Worte: Aux hommes illustres la patrie reconnoissante. Ueber der Thür steht: Pantheon françois, l'an III. de la liberté.

Links und rechts von der Thüre sind zwei allegorische Basreliefs, welche sich auf den öffentlichen Unterricht und auf die Herrschaft des Gesetzes beziehen. Unter dem ersten stehen: „Der Unterricht ist das Bedürfniß aller, und die Gesellschaft muß ihn ihren Mitgliedern ohne Unterschied geben.“ Unter dem zweiten steht: „Unter der Regierung des Gesetzes ist die Unschuld sicher.“ Von den beiden Basreliefs auf der rechten Seite hat das erste zur Unterschrift: Dem Gesetze gehorchen heißt durch dasselbe regieren.“ Das zweite: „Es ist süß und ehrenvoll für's Vaterland zu sterben.“ In einem Felde über der Thür steht: „Einheit, Un-

zertheilbarkeit der Republik, Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, Menschlichkeit."

Dann stehen noch unter dem Portikus vier colossale Bildsäulen (in Gyps). Die erste ist Minerva, welche einem verdienten Manne die Palme reicht. Die zweite: Herkules auf einem Löwen ruhend, den Fuß auf die Hyder gesetzt. Die dritte stellt Frankreich vor, welches in der einen Hand den Zepter und in der andern das Buch des Gesetzes hält. Die vierte stellt das Vaterland vor, welches einen sterbenden Krieger in seine Arme nimmt. Im großen Felde des Spitzgiebels krönt das Vaterland einen berühmten Bürger. Die Scene ist mit mehreren allegorischen Figuren umgeben.

Das Innere des Partheons besteht aus dem großen Cirkus unter der Kuppel und aus den vier Kirchenschiffen, welche die vier Arme des Kreuzes bilden. Hundert und dreißig corinthische Säulen von 28 Fuß Höhe tragen die Galerie, auf der die Logen für die Zuschauer sind. Der Fries ist mit künstlichem Laubwerk verziert, und über dieses läuft ein Geländer aus Stein. Das Pan-

theon hat keine Fenster. Das Licht fällt durch die Bogen, welche über den Logen sind. Von aussen sieht man diese Bogenfenster nicht, weil sie durch die Ballüstrade verdeckt werden, die oben um das Pantheon läuft.

Man steigt auf einer schlanken Wendeltreppe aus Quadern mit freier Spindel auf's Dach des Pantheons. Hier geht eine gerade Treppe über das steinerne Dach bis unter die Colonnade, welche aus zwei und dreißig corinthischen Säulen besteht, die die Kuppel tragen. Sie haben mit dem Piedestal 34 Fuß Höhe und $3\frac{1}{3}$ Fuß Durchmesser. Der Cirkus, auf dem sie stehen, ist 107 Fuß über der Erde. Vier gewölbte Bogen tragen ihn, welche auf acht großen Pfeilern ruhen, die unten zwischen dem Cirkus und den vier Kirchenschiffen stehen. Diese Bogen waren zu schwach gegen die große Last der Kuppel. Prony untersuchte die Lage der Kuppel mit einem Lothe, welches von oben herunter hing und über einem bestimmtem Punkte im Pflaster spielte. Er fand Schwankungen im Gewölbe, die aber nicht so sehr von seiner Wandelbarkeit herzukommen schienen, als von

den Veränderungen der Wärme und Kälte, und der ungleichen Ausdehnung. Indeß hat man diese vier Gewölbe auf's neue mit Pfeilern und Gewölben unterfangen, und diese Arbeiten, welche das Pantheon vermuthlich auf immer sichern werden, sind ihrer Vollendung nahe. Wie viel sie der Schönheit des innern Doms schaden werden, das läßt sich noch nicht bestimmen, da die Gerüste noch stehen, welche bei diesen Arbeiten gebraucht sind.

Durch vier runde Pfeiler, welche innerhalb den 32 Säulen stehen, laufen vier Wendeltreppen hinauf, welche einen bis auf's Dach der Kuppel bringen. Die Kuppel besteht aus drei über einander stehenden Gewölben, und ist durchaus aus Quadersteinen gebaut. — Alle drei Gewölbe laufen unten auf der Colonnade zusammen. Sie sehen dieses am besten aus der Zeichnung vom Durchschnitt der Kuppel. (Fig. I. Taf. 10) Das untere Gewölbe ist das flachste. In dieses sind, in gleichen Entfernungen, durch die halbe Steindicke gehende Bogen gehauen, welche ihm das Gepräge der Leichtigkeit geben. Das zweite Gewölbe

umspannt das erste, wie ein leichtes luftiges Zelt. Bei einer Höhe von 50 Fuß hat es nur eine Steindicke von anderthalb Fuß. Es ist völlig weiß, und die Quadern sind so dicht gefugt, daß man kaum sieht, wo sie an einander schließen. Es ist nach der Kettenlinie aufgeführt, und zugleich noch mit vier großen Bogen durchbrochen, welche das Licht auf das untere Gewölbe fallen lassen. Diese Bogenausschnitte sind wieder nach der Kettenlinie, und geben diesem leichten Zelte aus Quadern, das über einer Tiefe von 260 Fuß ausgespannt ist, einen Charakter von Kühnheit, der sich nur fühlen aber nicht beschreiben läßt. — Ehrfurcht und Achtung gegen den kühnen Geist Soufflots durchdringen den Wanderer, der diese Quadernmasse, leicht als das Himmelszelt, über die Weite des Cirkus gespannt sieht.

Sie wissen, daß die Deckenmahlerei in einer Kuppel wegen der Lichtvertheilung fordert, daß das Gemählde auf zwei Gewölben gemacht wird, zwischen denen die Beleuchtung durchfallt. Von unten wird dieses nicht gesehen, und man hält beide Gewölbe nur für eins.

Das untere Gewölbe in der Kuppel des Pantheons nähert sich sehr der Halbkugel. Es hat in der Mitte einen offenen Kreis von ungefähr 40 Fuß Durchmesser. Ueber dieses steht das zweite Gewölbe, welches den Mittelpunkt ausfüllt. Dieses hat in der Mitte noch eine Oeffnung von einem Fuß. Um und über dieses läuft dann das dritte Gewölbe, welches die äußere Kuppel bildet. In der Mitte von dieser steht noch eine kleine Kuppel, die auch wieder ganz aus Quadersteinen ist. Um die kleine Kuppel läuft eine Galerie mit einem eisernen Geländer, auf den man eine herrliche Aussicht über den Pflanzengarten nach Vincenners und Charenton hat.

Dieses kleine Thürmchen hat eine sehr günstige Lage für physische Versuche, besonders für die über die Umdrehung der Erde und über den Widerstand der Luft. Die Oeffnung, welche durch den Fußboden geht, gibt den Kugeln einen freien Fall durch den ganzen Dom. Die Fallhöhe beträgt 270 Fuß und ist noch 15 Fuß höher, als die in der St. Paulskirche in London.

Sie könnte noch um 25 Fuß vermehrt werden,

wenn die Decke von dem Gewölbe durchbohrt würde, welches unter dem ganzen Pantheon hergeht. Die Höhe des Pantheons vom Pflaster bis an die Windfahne beträgt 282 Fuß.

Alle Fugen sind in diesem großen Gebäude mit einer ausserordentlichen Sorgfalt gearbeitet. Die Quadern sind aus den pariser Steingruben. Diese bestehen aus jungen Kalkflözen, deren Steine, wenn sie aus der Grube kommen, so weich sind, daß sie sich mit Leichtigkeit sägen und schaben lassen, bis sie nachher an der Luft erhärten. Das scharfe Schließen der Fugen hat man theils durch das genaue Bearbeiten der Steine erhalten, und theils dadurch, daß man sie, als schon das Gebäude aufgeführt war, noch einmal abschabte. (Auf dieselbe Weise verdecken die Tischler ihre Fugen.) Das scharfe Schließen der Steinfugen geht so weit, daß man oft kaum wahrnehmen kann, wo ein Stein aufhört und der andere anfängt. Dieses gibt dem Gebäude den Charakter, als wenn es nur aus einem künstlich gehauenen Stein bestände, und thut eine herrliche Wirkung.

Die Steine der pariser Gruben bleiben weiß,

wenn sie im Trockenen sind. Sind sie dem Wetter ausgesetzt, so werden sie grau, aber nicht gleichförmig, und derselbe Stein ist oft auf der unteren Seite sehr hellgrau und an der oberen dunkelgrau. Hiedurch bekommen besonders die Säulen ein sehr buntes Ansehen. Da sie aus auf einander gelegten runden Quadern von etwa einem Fuß Dicke bestehen, welche an der unteren Seite hellgrau und an der oberen dunkelgrau sind, so sind alle Säulen mit dunkeln und hellen Streifen gebändert. Sind nun noch ausserdem die Säulen cannelirt, so erhalten diese Streifen noch regelmäßige Einbiegungen, wodurch die Säulen ein äußerst buntes Ansehen erhalten, welches dem Eindrucke des Ganzen sehr hinderlich ist. — Dieses ist mit den Säulen an der Garde-Meuble, am Palais des Seeministers, an der Kirche St. Sülpice und am Pantheon der Fall. — Mit der Zeit werden sie indeß völlig grau, wie die große Colonnade am Louvre, die jetzt 130 Jahr alt ist, und verlieren das Bunte der frühern Jahrzehnde. Wäre dieses nicht, so hätte Soufflot die Säulen des Pantheons auch wohl nicht cannelirt. Die Säulen an der Magdalenen Kir-

che, welche nicht cannelirt sind, machen durch ihre runde schlanke Glätte einen weit angenehmeren Eindruck auf's Gemüth, als die cannelirten Säulen am Portikus des Pantheons.

Wenn man wieder unten im Dome ist, so führt einen der Aufseher in das unterirdische Gewölbe, welches eigentlich eine Kirche unter der Erde bilden sollte, wie man dieses an mehreren Orten sieht, z. B. zu St. Gereon in Köln.

Hier stehen die beiden Särge von Voltäre und Rousseau. Auf Voltaires Sarg stehen auf der ersten Seite folgende Worte:

Aux manes de Voltaire. L'assemblée nationale a decreté le 30. May 1791 qu'il avoit mérité l'honneur des grands hommes.

Auf der zweiten Seite:

Poëte, historien, philosophe il agrandit l'esprit humain et lui apprit qu'il devoit être libre.

Auf der dritten:

Il combattit les Atheistes et les Fanatiques, il inspiroit la tolerance, il recla-

noit le droit de l'homme contre la servitude de la feudalité.

Auf der vierten:

Il défendit Calas, Sirven, de la Barre Mont-Bally etc.

Auf Rousseaus Sarg steht die einfache Inschrift:

Ici répose l'homme de la nature et de la vérité.

Der Sarg von Pelletier steht leer in einer Ecke. Gegenüber steht der, welcher für Dampiére bestimmt war. — Die zehn Jahre Todtenprobe, welche nöthig waren, um in's Pantheon zu kommen, sind verfloßen, aber jetzt denkt niemand mehr an die großen Todten, die während der Revolution fielen.

Die Särge von Rousseau und Voltaire sind groß und von Holz gearbeitet, nach dem Modell alter Sarkophagen. Sie sind mit Oelfarbe gesprenkelt, um ihnen das Ansehen des Granits zu geben. Marmorne Sarkophagen sollten an die Stelle der hölzernen treten, so war dekretirt, aber vermuthlich war die ganze Sache schon nach drei Mona-

ten wieder vergessen. Cambaceres führte den Zug, als Voltaire in's Pantheon gebracht wurde. Jetzt besucht er jeden Sonntag seine Pfarrkirche S. Germain l'Auxerois mit Gepränge, und läßt sich an der Thür von der Geistlichkeit mit großen kirchlichen Ceremonien empfangen.

An der Morgenseite des Pantheons steht noch der Altar der Freiheit. Er ist von Brettern. Die Göttin der Freiheit ist auch aus einem Brette geschnitten; — die antiken Candelabern, die an beiden Seiten stehen, sind auch aus Brettern geschnitten. Aber alles ist schön mit Oelfarbe übermahlt.

Wenn man dieses so sieht, so kommt es einem beynahe vor, als wenn die französische Revolution nur eine Comödie gewesen, wozu der Text von Voltaire und Rousseau bearbeitet, und das Thema aus den republikanischen Zeitaltern der Griechen und Römer geholt sey; in diesem Stück wurden, wie auf einem Liebhaber-Theater, die Hauptrollen von Männern von Bedeutung, von Canzlern, Staatsräthen, Senatoren und Tribunen gespielt. —

Und jetzt, den anderen Morgen nach dem Schauspiele, findet der fremde Wanderer noch die Theaterdekorationen von Altären und Sarkophagen da stehen, welche man bis jetzt noch versäumt hat, wieder wegzuräumen.

Siebenzehnter Brief.

Paris. Montag den 18ten Jun.

Ich war gestern im Collège de France (place Cambrai) um La Lande zu besuchen. Seine Nichte, Madam François La Lande sagte mir, daß er seiner Gesundheit wegen auf dem Lande sey, er würde aber den Abend wieder in die Stadt kommen.

Ich ging heute wieder hin, und sah einen Greis von 72 Jahren, den ich mir nach seinen Briefen lebhafter und sprudelnder gedacht, als ich fand. Das Alter scheint ihn stille und ruhig gemacht zu haben. Je suis foible, je suis bien foible, wiederholte er mehrmals. — Er ist klein und hat einen etwas hageren, sehr leichten Körperbau. Sein Kopf

ist kahl und nur um den untern Theil des Hinterhaupts steht ein Kranz von sehr schönen grauen Locken. Sein Gesicht ist weich und angenehm, und hat nicht die Härte die sein Bildniß vor den Ephemeriden hat. Das Gespräch war besonnen, leise und angenehm. Es betraf größtentheils die neue Sternwarte in Hamburg. Ich erzählte ihm, daß Repsold für diese ein achtfüßiges Mittagsfernrohr mit einem vierfüßigen Vollkreise gemacht, welches die gerade Aufsteigung und die Abweichung der Gestirne mit gleicher Genauigkeit angebe. La Lande zweifelte, ob es möglich sey, daß ein solches Instrument in Hamburg könne gemacht werden. Auf meine wiederholte Versicherung glaubte er es endlich, und ersuchte mich, ihm den Namen von Hrn. Repsold aufzuschreiben, weil er es in seiner Geschichte der Astronomie für's Jahr 1804 anführen wollte, und er ungerne Fehler in den Namen mache.

Die Thätigkeit, alles zu sammeln, was auf Astronomie Bezug hat, besitzt keiner von allen jetztlebenden Astronomen in dem Grade, wie La Lande. Seine Reisen nach Italien, Deutschland,

Holland und England, seine Bekanntschaft mit allen europäischen Astronomen, und dann sein langes Leben, in dem er sich über ein halbes Jahrhundert mit Astronomie beschäftigt hat, und zugleich über alle einzelne Kapitel dieser ausgebreiteten Wissenschaft gearbeitet, — dieses hat seinem Geiste ein vielseitiges Interesse an allem gegeben, was in der Wissenschaft vorfällt. Hiezu kommt nun seine Thätigkeit und sein ausgebreiteter Briefwechsel, in dem er sich so gerne zur Mittelsperson zwischen unbekannten Astronomen macht, um ihnen ihre wechselseitige Wünsche gegen einander austauschen zu helfen. Dieses alles verschafft ihm eine Menge Nachrichten über die Astronomie und die Astronomen, die er jährlich in seiner Geschichte der Astronomie bekannt macht. Und obschon oft mehr Genauigkeit in den Angaben zu wünschen wäre, so wird er doch durch dieses Sammeln und Bekanntmachen und noch mehr durch seinen freundlichen, dienstfertigen Briefwechsel den Astronomen sehr nützlich, und wir werden erst recht einsehen, was wir an La Lande gehabt haben, wenn wir ihn einmal werden verloren haben. Es wird sich nicht so leicht

Jemand wieder finden, der sich, seine Zeit und seinen Briefwechsel auf eine so gute Weise und so uneigennützig zum Mittelpunkte Aller hergibt, und das Austauschen der Wünsche der Astronomen verschiedener Länder erleichtert.

Seine große Astronomie in vier Quartbänden bleibt wegen ihrer Vollständigkeit immer noch ein sehr schätzbares Werk, — obschon es dreißig Jahre ist, daß sie erschien, und er in den letzten Auflagen nicht mehr die großen Abänderungen vornehmen konnte, welche die, seit der Zeit so mächtig fortgeschrittene Wissenschaft erfoderte.

Seine Nichte, Madame Francois, sah ich bloß als thätige Hausfrau, und nur ein paarmal sah man durch den Antheil, den sie am Gespräche nahm, daß sie zu einer astronomischen Familie gehöre. — Seinen Vetter Francois La Lande, Mitglied des National-Instituts und Adjunkt beim Büreau der Meereslänge, sah ich den Nachmittag im National-Institut. Er scheint über dem Beobachten der 50000 Sterne am Mauerquadranten der Kriegsschule seine ganze Heiterkeit eingebüßt zu haben, und jetzt sehr mißmüthig und hypochondrisch zu seyn.

Der Versammlungs-Saal des National-Instituts ist im Louvre. Der Eingang ist unterm Telegraphen. Man geht eine Treppe hinauf und kommt in ein Vorzimmer, wo man von einem Aufwärter gefragt wird: welchem Mitgliede man seine Charte schicke? Jedes Mitglied hat nämlich das Recht, einen Fremden einzuführen. Man schickt seine Charte an einen seiner Bekannten. Hat dieser schon einen Fremden eingeführt, so ersucht er ein anderes Mitglied für den neuen Fremden zu unterzeichnen. Einige Augenblicke nachher kommt der Aufwärter wieder und sagt, daß man angenommen sey, man möge nur hineintreten. Ich hatte meine Charte an La Lande geschickt.

Man kommt dann in einen großen Saal, wo um zwei lange Tische in der Mitte etwa 50 bis 60 Mitglieder der ersten Classe des Instituts sitzen. An den Wänden stehen Stühle für die Fremden. Die Sitzung war noch nicht angegangen, — es war erst ein viertel vor drei, — und Burkhardt, den ich schon den vorigen Tag auf der Sternwarte der Kriegsschule besucht hatte, führte mich in die Bibliothek, welche aus vielleicht 30,000 Bän-

den besteht. — Sie steht in den daranstoßenden Sälen, und ist äußerst prächtig aufgestellt. Die Schränke, welche zum Theil von Mahagony sind, hat sich ein reicher Abt noch vor der Revolution machen lassen; von diesem hat sie die Nation geerbt. Die Decken dieser Säle sind mit schwerem Schnitzwerke und Vergoldungen verziert, — die Wände sind mit Gobelins-Tapeten bekleidet. Man fühlt durch diese Umgebungen aus dem Zeitalter Heinrichs des vierten und Ludwigs des XIII. u. XIV., daß man hier in der alten reichen Königsburg ist, die einst in ihrer Herrlichkeit so berühmt in Frankreich und in Europa war. Das Schlafzimmer Heinrich des vierten stößt an das erste Bibliothekzimmer. Man brachte ihn hiehin, als er von Franz Ravaillac in seinem Wagen den tödtlichen Stich bekommen hatte, und hier verschied der gute Heinrich in den Armen der Großen seines Reichs.

Es hatte unterdes drei geschlagen und ein Aufwärter zeigte in der Bibliothek an, daß die Sitzung bereits angefangen habe. Alle begaben sich zurück in den großen Saal. Ich erhielt meinen Platz

zwischen zwei Deutschen dem Dr. Burkhardt und dem Dr. Friedländer.

Carnot ist jetzt Präsident der ersten Classe. Er saß in der Mitte auf einem Sessel in der Kleidung des Instituts. (Schwarz, mit grün gestickten Kragen und Aufschlägen.) Die übrigen Mitglieder waren in bürgerlicher Kleidung. Ihm zur Seite saß Cuvier der Anatom, und de Lambret der Geometer, beide Sekretäre des Instituts. Auf der anderen Seite saß Jerome de la Lande, dann La Place, dann Rumford, dann La Grange. Zuerst laß Cuvier das Protokoll der vorigen Sitzung. Darauf stattete Bertholet einen Bericht über eine Schrift ab, die dem National-Institut war zugeschickt worden. Dann las Coulomb eine Abhandlung über Magnetismus und Elektricität vor, in der ihn La Place mehrmals mit Fragen unterbrach.

Carnot bemerkte, daß Coulombs Abhandlung zu lange dauere, und bat das übrige in der nächsten Sitzung vorzulesen. Die Session wurde geschlossen, doch wurde vorher noch ein neues Mitglied an die Stelle des verstorbenen Priestleys

gewählt. Eine Commission, unter der La Place war, schlug mehrere vor, unter denen Klaproth in Berlin oben an stand. Dann waren Piazzi in Palermo, Schmidt in London, und noch einige andere im Vorschlag. Jedes Mitglied schrieb den Namen des, dem es seine Stimme gab, auf einen Zettel, — ein Aufwärter sammelte die Zettel in eine Urne, die er vor dem Präsidenten ausleerte. Carnot laß die Namen ab, die Sekretäre schrieben sie auf, und Klaproth hatte eine Mehrheit von etlichen dreißig Stimmen. Die Sitzung dauerte von 3 bis 5.

Unter den vielen berühmten Menschen, die hier versammelt waren, war mir Carnot der merkwürdigste. Ich saß nur drei Schritte von ihm entfernt. Er ist kaum von mittler Größe, und hager; seine Gesichtshaut ist gelb und liegt straf an. Seine Augen sind klein und sehr lebhaft, sein Blick befehlend, so wie der des vormaligen Direktors. Wenn ich dachte, daß in dem Kopfe dieses Mannes die Plane zu den großen Feldzügen des Freiheits-Krieges gemacht wurden, — daß dieser Mann bei seinen großen Verdiensten um die Re-

publik, sich doch nur mit Mühe am 18ten Fruktidor aus dem Luxenburg rettete, und der Verbannung nach Cayenne entging, — und daß er jetzt der Einzige war, der mit Nachdruck gegen die Dinastie sprach, so erfüllt einen dieses mit Ehrfurcht. — Aber in seinem Gesichte findet man nichts, was Zutrauen und Liebe erweckt; — kalt, gewandt, höflich, fein verschlossen, wie alle Menschen, die lange und viel in der großen Welt lebten und große Plane und Geschäfte machten; — man sieht nicht, ob er die Menschen liebt, oder ob er nur für sie arbeitet und sorgt, weil er das Bedürfniß des Wirkens hat, welches man oft bei kräftigen Menschen findet, die ihr Wesen nicht auf's Kleinliche und Zerstückelte wenden mögen, die nur vom Schweren ergriffen werden, und für die Menschen arbeiten, nicht aus Liebe zu ihnen, sondern nur um ihr Leben zu fühlen und hinzubringen im größeren Spiele der Kräfte.

Daß seine Opposition im Tribunat nicht fingirt war, ist wohl sicher, obschon viele das Gegentheil glaubten. Sein Verhältniß zu Bonaparte, seit er seine Stelle als Kriegsminister nieder-

legte, und sein öffentlicher Charakter beweisen dieses hinlänglich. Auch war in seiner Rede vieles, was zu stark für eine fingirte Opposition war, obschon sich von der anderen Seite nicht leugnen läßt, daß sich noch manches hätte sagen lassen, das wahrer und stärker war, als alles, was Carnot gesagt hat. Wenn er die Helden aus den Gräbern von Jemappe vorgeführt hätte, die kämpfend für die Freiheit und Gleichheit der Bürger fielen, — wenn er die Schatten der edlen Girondisten und des hochherzigen Lux von Mainz vom Magdalenen Kirchhofe gerufen hätte, und ihnen gezeigt, wie sie sich in dem Volke geirrt, für dessen Wohl sie sich mit hohem Muthe opferten, um ihm eine freie und edle Verfassung zu geben. — Aber Carnot fühlte vielleicht, daß man jetzt in demselben Grade leidenschaftlich gegen jene Zeiten der Revolution ist, als man damals dafür war, und daß die Pariser jetzt eben so wenig im Stande sind, sie gerecht zu würdigen, wie damals, als sie im Rausche der Leidenschaft waren. — So veränderlich ist alles hier unter diesem veränderlichen Volke.

Nach Carnot war mir La Place der Kanz-

ler des Erhaltungs-Senats, am merkwürdigsten. Er war in der Kleidung des Hofes, doch ohne Degen. Man sieht in seinem Blicke, in seiner Haltung, in seinem Sprechen, das Gefühl der Sicherheit und der von anderen anerkannten Ueberlegenheit des Geistes. Sein Bildniß vor Zachs Ephemeriden gleicht sehr. Er kam erst spät in die Sitzung, weil er vorher in der Commission war, die die Wahlliste für die Stelle bestimmte, welche durch Priestley erledigt war, und nachher durch Klaproth ersetzt wurde.

Rumford hat das Ansehen eines sehr schlichten, gutmüthigen Menschen. Er ist blond und trägt unfrisirtes Haar. Er war im grünen Kleide mit einem Sterne auf der Brust. Lichtenberg sagte mir einmal, daß man an Rumford den Stern und den Grafen sehe. Ich habe das nicht gefunden. Lichtenberg war kränklich, und wenn Fremde ihn besuchten, oft ängstlich verlegen. Vielleicht schrieb Lichtenberg das drückende auf Rechnung des Sterns und des Grafen, und glaubte, daß zu dem Naturforscher Lichtenberg nicht Graf Rumford, sondern der Naturforscher Benjamin Tompson kom-

men würde. Rumford ist Ehren-Mitglied des Instituts und sitzt zwischen La Place und La Grange auf der Stelle, wo Bonaparte sonst zu sitzen pflegte. Da Bonaparte das Institut nicht mehr besucht, so hat der Präsident dem Grafen Rumford während seines Aufenthalts in Paris, diese Stelle angewiesen. Sein Bildniß das in einem der vorjgjährigen Taschenbücher steht, gleicht gar nicht. Er sieht ungleich vortheilhafter nnd freundlicher aus.

La Grange ist still vor sich. Man sieht ihm an, daß er alt und müde wird. Coulomb ist ein sehr lebhafter alter Mann, der mit einer Schnelligkeit französisch spricht, daß man oft nicht das zehnte Wort versteht. Man begreift kaum, wie einer mit so viel Lebhaftigkeit, so äußerst feine Versuche anstellen kann, wie Coulomb mit seinen feinen Drehwagen über die Anziehung und den Magnetismus gemacht hat.

Die erste Classe des Instituts besteht aus eilf Abtheilungen. 1) Geometrie, 2) Mechanik, in dieser Sektion sind Bonaparte und Carnot. 3) Astronomie. 4) Geographie. 5) Physik. 6) Chemie. 7) Mineralogie. 8) Botanik. 9) Land-

bau. 10) Anatomie. 11) Medizin und Chirurgie. Jede Sektion hat 6 Mitglieder. Die Geographie hat aber nur drei. Die erste Classe versammelt sich jeden Montag um 3 Uhr. Die anderen Classen versammeln sich an den andern Wochentagen in demselben Saale und um dieselbe Stunde. Nur werden diese weniger besucht, theils weil die Gegenstände weniger interessant sind, wie die der ersten Classe, theils weil in ihnen nur wenig Männer von einen ausgebreiteten Rufe sind, die sich in der Revolution merkwürdig machten. — Die erste Classe hingegen wird so stark besucht, daß heute einige der Fremden die etwas spät kamen, keinen Platz mehr fanden.

Die Mitglieder des Instituts haben 1500 Fr. Gehalt und die Sektretäre, welche für beständig sind, haben 6000 Fr. Stirbt ein Mitglied so ernennt die Classe, welche dadurch eine Stelle offen erhält, zwei neue, aus denen der Chef der Regierung einen auswählt. — Man sieht wie die Regierung sich überall ihren Einfluß sichert, und wie selbst gelehrte Anstalten, welche direkt mit der Regierung nichts zu thun haben, hievon nicht ausgenommen sind.

Achtzehnter Brief.

Paris.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Paris besuchte ich bei meinen Streifereien in die Vorstädte die Sternwarte. Ich kam über die Boulewards der Vorstadt St. Jaques, und sah ein hohes Gebäude vor mir liegen, das ich für die National-Sternwarte erkannte. Zum Ueberfluß fragte ich noch eine runde glatte Frau, die in Hemdermeln vor der Thür im Schatten ihres Hauses saß und nähte. Voilà, Monsieur l'Observatoire! sagte sie recht freundlich, und ließ mich die Bemerkung machen, daß in den Vorstädten und auf den Boulewards eine gesundere und frohere Menschenart wohnt, als in der City.

Ich kenne nichts angenehmeres, als etwas ohne alle Vorbereitung und Zurüstung zu sehen, — oder einen Gegenstand, der einem bekannt ist, als ein bloßer Fremder zu besuchen. Man wird dann durch nichts gestört, und alles macht einen tieferen und lebendigeren Eindruck. — Es war ein heiterer sonniger Nachmittag, und alle Umstände stimmten glücklich zusammen, um mich dem Gefühl das diese große und berühmte Quadernmasse auf mich machte, ungestört überlassen zu können. Ich ging durch den Hof und betrachtete mir die Sternwarte zuerst von allen Seiten allein. Dann ging ich zum Portier und fragte ihn, ob er mich auf der Sternwarte herumführen könnte. — Dieser sagte: mit vielem Vergnügen; — und ich war froh, daß ich nicht nöthig hatte mich beim Astronomen Bouward anmelden zu lassen, weil dieser vielleicht aus Artigkeit sich nicht das Vergnügen hätte wollen nehmen lassen mir die Sternwarte selber zu zeigen. Der Portier führte mich überall hin, wozu er den Schlüssel hatte, — und erzählte mir, als wir auf dem steinern Dache standen, daß man hier die Versuche über die Umdrehung der Erde wie-

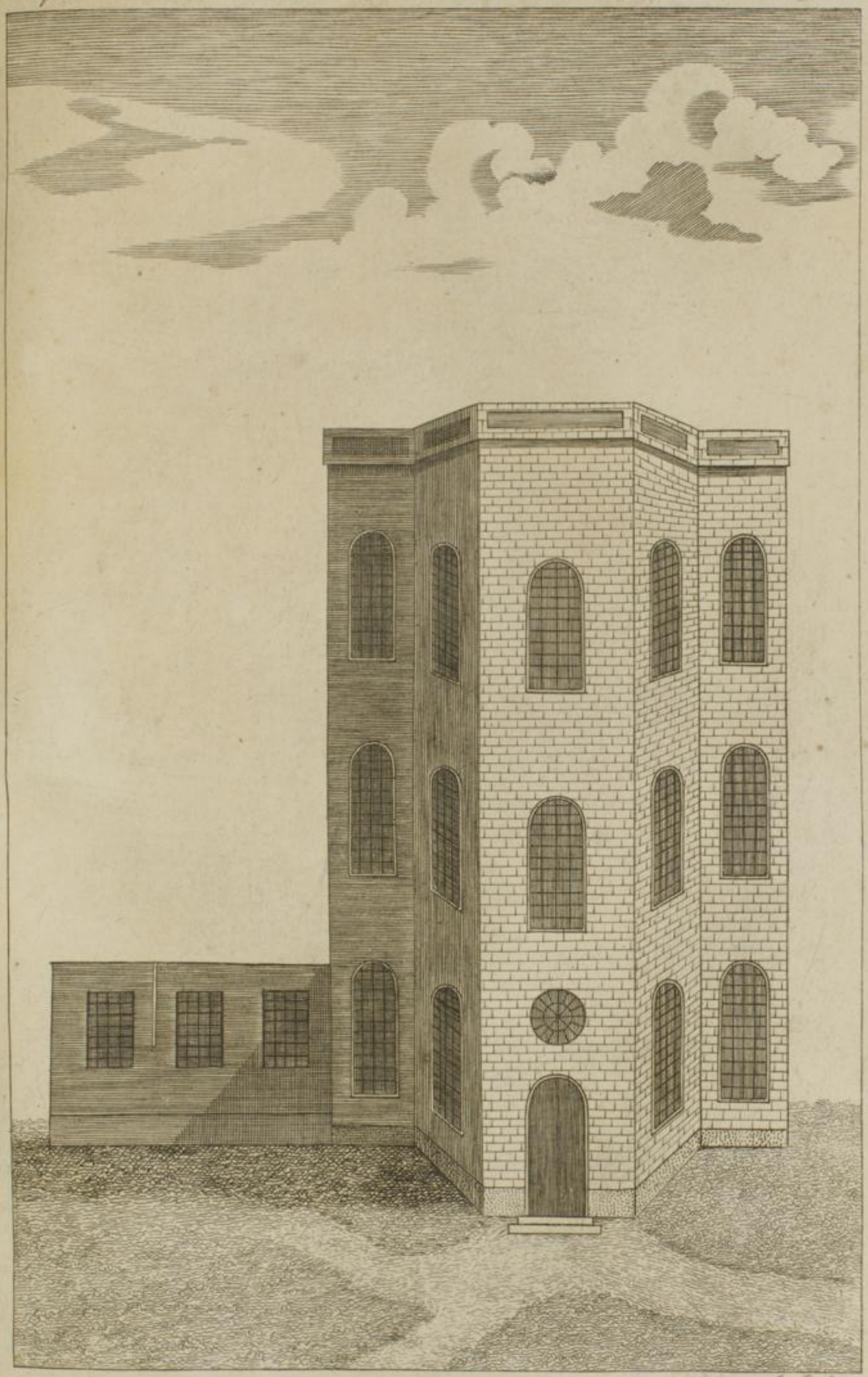
derholen würde, welche un Allemaud schon vor zwei Jahren dans un clocher angestellt habe. Ich fragte ihn: woher er das wisse? Er sagte, daß er es in den Zeitungen gelesen, wo Mons. La Lande un grand birut von diesen Versuchen gemacht. Er ließ sich dabei nicht undeutlich merken, daß so lange sie diese Versuche noch nicht auf der Sternwarte gemacht hätten, man auch noch so eigentlich nicht davon sprechen könne.

Seit der Zeit habe ich mehrmals die National-Sternwarte und die der Kriegsschule besucht, und mich ordentlich nach allem erkundigt, wie ein nützlicher Deutscher zu thun pflegt, der seine Zeit und sein Geld gut anwendet, und fast besser, als Goethe es in Rom that, obschon dieser auch in seinen Elegien rühmt, wie nützlich er sich mit Hexametern und Formenstudium beschäftigte.

Die National-Sternwarte wurde ums Jahr 1664 auf Befehl des großen Colbert gebaut. Claude Perault machte den Plan dazu. Sie bildet ein längliches Viereck dessen schmale Seiten in der Mittagslinie liegen. Nach Norden hat dieses einen Vorsprung, wie Sie aus der Zeichnung

sehen, die von der Nordseite genommen ist. Sie hat ausser dem Erdstocke noch zwei andere, und ist durchaus aus Quadern aufgeführt. An der ganzen Sternwarte ist kein Holz. Die Zimmerdecken sind gewölbt, — alle Säle sind gewölbt und selbst das Dach ist ein Gewölbe, welches Terassenweise mit großen Steinen überdeckt ist, auf denen das Wasser abläuft. Sie ist 84 Fuß hoch, und soll 2 Millionen gekostet haben. Ludwig wollte ein Prachtgebäude, das alle ähnliche, die seit der Sternwarte von Bagdad aufgeführt wurden, übertreffen sollte. Claude nahm hierauf mehr Rücksicht, als auf die Zweckmäßigkeit des Gebäudes für astronomische Beobachtungen. Sie war immer für Beobachtungen unbequem, und jetzt da sich die Instrumente und die Beobachtungs-Methoden völlig geändert haben, ist sie ganz unbrauchbar geworden.

So hohe Gebäude haben nie jene unbewegliche Festigkeit, welche die Mittagsfernröhre und die Mauerquadranten fodern, wenn mit ihnen feine astronomische Beobachtungen sollen angestellt werden. Die Pariser Astronomen mußten deswegen



J. R. f.

Die Pariser Sternwarte.

noch einen kleinen niedrigen Flügel anbauen lassen, in welchem die festen Instrumenten auf steinernen Pfeilern ruhen die vom Felsen an aus der Erde aufgemauert sind. In der eigentlichen Sternwarte stehen ausser dem 22 füßigen Teleskop weiter keine Instrumente. Der Saal in dem das Büreau für die Meereslänge sich versammelt, und der zugleich die Bibliothek ist, ist fast das einzige Zimmer, welches noch gebraucht wird.

So wie man hineinkommt, wohnt rechts im Vorhause in einem kleinen gläsernen Häuschen der Portier; — ein Schuster seines Handwerks. Dieser legt dann gleich seine Schuhe und Pechdrath weg, nimmt die Schlüssel vom Nagel und führt den Fremden herum. Er hat sich einige von den couranten astronomischen Kenntnissen, theils durch hören, theils durch lesen erworben; ein paar alte Memoiren die ihm zufällig in die Hände fielen, und die er in den langen Winterabenden fleißig studierte, scheinen ihm hiebei die meisten Dienste gethan zu haben. Er erzählte mir, daß Professer Bugge aus Coppenhagen sich über ihn gewundert, als er gehört, daß er so genau die Oeffnung,

die Brennweite und die Vergrößerung ihrer Fernröhre kenne, und hätte ihn auch in seinem Buche angeführt nicht ohne Eloge.

Man steigt eine Treppe hinauf und kommt in den ersten Saal, wo das 22 füßige Spiegeltelescop von Carochez steht. Der Fuß den Tremel gemacht hat, ist immer noch nicht vollendet, obschon er die Summe von 60,000 Livers gekostet hat, die freilich zum Theil in Assignaten bezahlt wurden, wovon sich aber doch der wahre Werth auf 20,000 Livers belief. Tremel war ein Deutscher, der nicht zeichnen und auch nicht schreiben konnte, und zuletzt fast keine Sprache verstand, weil er das Französische in Paris nicht gelernt hatte, aber doch das Deutsche verlernt. Er scheint übrigens zu den Künstlern gehört zu haben, die nicht Genie genug besitzen, um nützliche Erfindungen zu machen, und die zugleich doch ihre beschränkte Kenntnisse für so wichtig halten, daß sie lieber diesen folgen, als den Erfahrungen anderer, auch wenn sie sehen, daß diese schon mit Glück ausgeführt sind. Er verließ den Mechanismus der Gestelle die Herschel seinen Spiegeltelesko-

pen gibt, und machte einen anderen aber keinen besseren.

Bekanntlich hat Herschel die senkrechte Bewegung seiner Teleskope in zwei Bewegungen verlegt, wodurch sie langsamer und sicherer wird, und wobei zugleich die kleinen Zitterungen wegfallen, die so gerne jedes Instrument annimmt, welches nur auf einem Punkte ruht. — Statt dessen machte Tremel eine schwere senkrechte Achse für die horizontale Bewegung. — Diese dreht sich in einem Gestelle von Pfosten und eichenen Bohlen, welches wieder auf einen Fuß befestigt ist, der vier gegossene Räder hat von 10 Zoll Durchmesser. Beim herausfahren auf die Terasse müssen immer mehrere Personen arbeiten, weil das Teleskop mit dem Fuß vielleicht über 1000 Pfund wiegt. Man hat jetzt bretterne Brücken über den Boden gelegt, wo die Räder hergehen, weil diese schon mehrere Hausteine entzwei gedrückt haben. Das Gestell für den Beobachter ist eben so schwer und eben so zusammengesetzt gebaut, wie der Fuß des Teleskops, und kann von zwei Personen noch nicht bewegt werden.

Herschel tadelte, als er vor zwei Jahren in

Paris war, die Einrichtung dieses Fußes sehr. Tremel wurden von allen Seiten Vorwürfe gemacht, und der arme Mann verlassen, Ausländer ohne Unterstützung, ohne Talent, zog sich dieses so zu Gemüth, daß er vor Gram und Verdruß starb, und den Fuß unvollendet ließ. Die anderen Künstler, die den Fuß immer übel eingerichtet fanden, wollen ihn jetzt nicht vollenden, sondern lieber wieder einen ganz neuen nach ihren Ideen machen, und so ist man am Ende mit einer Summe die beinah so groß ist, wie die, welche die ganze Lilienthaler Sternwarte zusammt dem 27 füßigen Teleskop gekostet hat, noch nicht einmal so weit gekommen, daß man für das 22 füßige von Carochez ein Gestelle bekommen hat, mit dem sich beobachten läßt. — So wie es jetzt ist können sie nur Beobachtungen nahe am Horizonte damit machen, aber keine in größeren Höhen.

Man findet doch immer, daß Privat-Unternehmungen die nur geringe Summen kosten, gewöhnlich mehr reelles für die Wissenschaft leisten, als Unternehmungen der Regierung!, auf welche sehr große Summen verwendet werden.

Vor dem Saale ist nach dem Garten hin eine große Terasse aus Quadern, worauf das Teleskop beim Beobachten gebracht wird. Von hier geht man durch einen Gang nach dem kleinen Flügel, wo die festen Instrumente stehen.

Mechain der Direktor der Sternwarte ist jetzt zur Gradmessung nach Spanien. Bouward, Mitglied des National-Instituts und des Büreau für die Meereslänge, ist zweiter Astronom. Er wohnt in einem Nebengebäude auf dem Hofe der Sternwarte. Vor ein paar Tagen, wo ich auf der Sternwarte war, traf ich ihn, als er eben den Durchgang eines Sterns durchs Mittagsfernrohr genommen hatte, und er zeigte mir ihre ganze Einrichtung. Im ersten Zimmer stehen einige achromatische Fernröhre, von 3 Zoll Oeffnung und $3\frac{1}{2}$ Fuß Brennweite, dann ein Shortsches Spiegelteleskop von 7 bis 8 Zoll Oeffnung, ein paar dreifüßige Globen, und noch einige Kleinigkeiten. Im zweiten Zimmer steht die Maschine zum Ausheben des Mittagsfernrohrs aus den Zapfenlagern, und das große Niveau des Mittagsfernrohrs mit einer Luftblase von der Länge eines Fußes. Im dritten

Zimmer steht das achtfüßige Mittagsfernrohr von Ramsden, mit 4 Zoll Oeffnung und mit der Beleuchtung durch die Achse. Es ist eben so eingerichtet, wie das auf der Seeberger Strenwarte. Neben ihm steht eine Pendeluhr von Bertoud, welche 1000 Rthlr. gekostet hat. Sie hat 12 St. 60 Min. und 60 Sek. einen Rost mit neun Stangen, und ein Stiftenrad mit doppeltem Boden, wo auf jedem Stifte ein goldenes Röllchen läuft, auf dem der Hacken schleift. Die Zapfen gehen in edelen Steinen.

Ich fragte Bouward, warum man hier noch den Uhren Roste mit 9 Stangen gebe, und keine, wie Arnold von Zink und Eisen mit 5 Stangen mache. Er meinte: weil es vielleicht besser ließe.

In einem Zimmer das südlich vom zweiten ist, sind die beiden Mauerquadranten von Bird. Der südliche hat 8 Fuß Radius, und der nördliche 6 Fuß. Beide sind an derselben Mauer. Hier steht eine Uhr von Bertoud, welche Dezimaltheilung hat. Man scheint hier noch gar nicht einig über die Annahme oder Nichtannahme der neuen Theilung

zu seyn, und es scheint beinah, als wenn den Franzosen das Neue von der neuen Theilung schon wieder ab wäre. La Lande soll nie recht dafür gewesen seyn, — obschon es oft so schien. La Place ist wohl consequenter und fester. Die neuen Planetentafeln, welche Bouward jetzt herausgibt sind nach der Dezimaltheilung, — die neuen Mondtafeln hingegen, welche des Büreau der Meereslänge drucken läßt, sind wieder nach der alten Einrichtung, weil man fürchtete, daß die Schiffer, die sich in die alten kaum finden konnten, in die neuen es gar nicht können würden.

Die Treppe, welche einen auf das Dach der Sternwarte bringt, wird für ein Meisterstück der Baukunst gehalten. Sie läuft an den vier Wänder hinauf ohne alle Unterstützung in der Mitte, und hat nicht allein keine Spindel, sondern eine freie Oeffnung von 10 Fuß Durchmesser.

Auf dem Dach der Sternwarte steht ein kleines Häuschen, welches zum Cometen aufsuchen eingerichtet ist, weil hier der Horizont rund um frei ist: — kommt man vom Dache wieder herunter, so wird man in die unterirdischen Steingruben ge-

führt, welche unter Paris und der umliegenden Gegend hergehen, und sich auch unter der Sternwarte her erstrecken. Man steigt 84 Fuß in die Erde. Die Treppe, welche in die Steingrube führt, läuft um eine leere Spindel. In allen Gewölben der Sternwarte sind Oeffnungen, welche genau über dem Mittelpunkte der Wendeltreppe sind. Eine Kugel, welche vom Dache der Sternwarte losgelassen wird, hat bis auf den Boden der Steingruben einen freien Fall von 168 Fuß.

Auf dieser Stelle ist es, wo Mariotte und La Hire vor hundert Jahren ihre Versuche über den Widerstand der Luft mit fallenden Kugeln angestellt haben. La Place hat jetzt die Fallhöhe zu Versuchen über die Umdrehung der Erde vorgeschlagen, — Bouward versicherte mir, daß er sie schon würde angestellt haben, wenn er sonst nicht zu viel zu thun hätte. Ich bemerkte ihm, daß zu diesen Versuchen das Pantheon ungleich geschickter sey, theils weil die Fallhöhe da hundert Fuß höher ist, und theils weil der starke Luftzug der in der Treppe der Sternwarte beständig statt findet, diese Versuche hier, wo nicht unmöglich,

doch immer schwierig machen würde. Die Pariser Steingruben hängen alle unter einander zusammen, und da überall auf dem Felde niedrige Schächte stehen, wodurch die Steine herausgezogen werden, so fallen hier die Wetter ein, und ziehen auf der höher liegenden Sternwarte wieder aus. Der Wetterzug war hier jetzt so stark, daß dem Portier die Flamme der Pechfackel ganz auf die Seite getrieben wurde.

Die Steingruben sind so ausgebaut, wie ein Kohlenflöz, das 8 bis 10 Fuß Mächtigkeit hat. Man hat an mehreren Stellen Pfeiler stehen gelassen, damit die Decke nicht einstürze. An anderen hat man Mauern untergelegt. Diese Mauern bilden lange Gänge unter der Erde, wie enge Straßen. An mehreren sind an den Enden Nummern angeschrieben, um das Verirren zu verhüten, — aber doch darf man sich ohne Führer eben so wenig in dieses ausgebaute Kalkflöz wagen, als in das ausgebaute Mergelflöz des Petersberges, wenn man sich nicht eben so dem Hungertode aussetzen wollte, wie der unglückliche französische Soldat, von dem ich Ihnen von Mastricht schrieb. — Warum man die

Steine nicht in größerer Tiefe wegbaut, das weis ich nicht. Vielleicht hindert das Grundwasser, vielleicht ist nur dieses Flöz vorzüglich gut, und die höher liegenden schlechter.

Der Führer pflegt einen, nachdem er die wunderbaren Irrgänge der Steingruben gezeigt hat, wieder zurück unter die Terasse zu führen, auf die oben das 22 füßige Teleskop beim Beobachten gebracht wird. Hier ist das berühmte Loch, von dem man vormals glaubte, daß man durch dasselbe bei Tage die Sterne sehen könne. — Es ist hier ein alter Schacht, den man oben mit einem Steine zugedeckt hat, in dem ein kleines Loch von drei Linien Durchmesser ist. Durch dieses scheint der Tag unten in die Finsterniß, wie ein blasser Stern, und Personen, welche nie Gelegenheit hatten Sterne bei Tage zu sehen, und die die Umstände nicht kennen, unter denen dieses möglich ist, haben diesen Lichtpunkt für einen Stern gehalten, und so entstand die Sage, daß man in den Kellern der Pariser Steingruben die Sterne bei Tage sehen könne.

Als ich weggehen wollte kam La Place nach

der Sternwarte gefahren. Er wollte sich bey Bouvard nach dem Schicksal des Ballons erkundigen, der sich den Morgen von der Sternwarte losgerissen hatte. Den Ballon, welchen Bonaparte mit in Egypten hatte, und der bis jetzt im Conservatoire des Arts war aufbewahrt worden, hatte das Nationalinstitut zu einer wissenschaftlichen Reise ausgerüstet, die Biot anstellen sollte, um Versuche über den Magnetismus und über den Galvanismus in großen Höhen von der Erde zu machen. Die Reise wurde sehr geheim gehalten, damit die Zuschauer keine Stöhrung machen möchten; — ich erfuhr sie indeß von Villers und ging nach der Sternwarte, um sie zu sehen. Aber des Morgens, als der Ballon schon größtentheils gefüllt war, kam ein heftiger Windstoß, und riß die kleinen Pfäle aus der Erde, an die der Ballon gebunden war. Er wickelte sich aus dem Neze und ging über Vincennes. Erst den folgenden Tag kam er 70 Stunden von Paris wieder auf die Erde. Als Biot des Morgens um 7 Uhr kam und einsteigen wollte, war der Ballon weg. Man kann sich leicht denken was

dieser junge talentvolle Mann empfand, als er seine schönste Hoffnung so vereitelt sah. Indeß versprach der Minister Chaptal, um ihn und das National-Institut zu trösten, gleich einen andern Ballon zu einer zweiten Reise ausrüsten zu laßen.

La Place schien sehr unzufrieden zu seyn, daß man nicht dafür gesorgt hatte, den Ballon an stärkere Pfäle zu binden. Bouvard hatte die Aufsicht über das Füllen in der Nacht geführt, damit Biot schlafen und ruhen konnte. — Vierzehn Fässer, in denen die entzündbare Luft war entwickelt worden, standen noch da; eben so viele große Phiolen mit Schwefelsäure standen und lagen da herum, — zum Theil noch voll, zum Theil schon leer.

La Place sprach einiges über die Versuche über die Umdrehung der Erde, und fand es sonderbar, daß ich sie wegen der Tagewasser noch nicht in dem Bergwerke zu Schlebusch vollendet hatte. Er schien sich den Kohlenschacht beynahe eben so trocken vorzustellen, als den Schacht ihrer Sternwarte. Ich versprach ihm die Resultate der Versuche gleich mitzutheilen, sobald ich sie diesen Herbst würde vollendet haben. Er fragte mich:

ob ich schon im Nationalinstitut gewesen? und, wie es schien, in der Absicht, um mir die Unterzeichnung meiner Karte anzubieten. Ich sagte ihm, daß La Lande die Güte zu haben pflegte, und wunderte mich ein wenig über diese Aufmerksamkeit des Canzlers des Senats, den die ganze Welt für sehr vornehm und stolz hält, und der es wissen soll, daß er fast der einzige Gelehrte ist, mit dem Bonaparte noch seinen alten Umgang fortsezt. — Ich habe La Place nicht genau genug kennen gelernt, um über ihn entscheiden zu können; aber das, was ich während meines Aufenthalts in Paris von ihm sah, bestätigte nicht das Urtheil der Welt.

Neunzehnter Brief.

Paris.

Unser Landsmann Burkhardt wohnt auf der Sternwarte der Kriegsschule. Diese ist in dem südlichen Pavillon, welcher nach der Seite der Barrieren hin liegt. Hier steht in der zweiten Etage ein Birdscher Mauerquadrant von 8 Fuß, ein Mittagsfernrohr von 4 Fuß und eine Pendeluhr. Diese Instrumente ruhen auf langen Pfeilern, die aus der Erde kommen, die aber, damit sie nicht schwanken sollen, vom klugen Baumeister oben wieder mit den Mauern der Sternwarte verbunden sind. Der Meridian geht sehr schief durch diesen Pavillon, und dieses macht die Aufstellung der Instrumente schwierig und unbequem.

Außer diesen 3 Instrumenten sind weiter keine mehr

hier. Einen verdorbenen Stundenzähler, und einen alten französischen Quadranten, der unter einem kleinen Drehdache steht, rechne ich nicht mit. Letzterer ist höchstens noch als Reliquie merkwürdig, weil man von dieser Art Quadranten sonst keine mehr zu sehen bekommt. — Der Mauerquadrant der Kriegsschule ist aber wirklich merkwürdig, weil er derselbe ist an dem La Lande, der Neffe, die 50,000 Sterne beobachtet, die seine Frau zum Theil berechnet, und sein Onkel in der Histoire céleste française bekannt gemacht hat.

Die Sternwarte auf der Kriegsschule ist eigentlich La Lande seine, obschon er im Collège de France, eine starke halbe Stunde von der Kriegsschule, wohnt. Die National-Sternwarte,— gewöhnlich l'observatoire par excellence — stand immer unter der Direktion der Astronomen aus der berühmten Familie Cassini. — Der lezte Graf von Cassini hat wenig zu ihrem Ruhme beigetragen. Er sah die Sternwarte als eine Familien-Pfründe an, und kümmerte sich wenig um den Unterhalt und die Beschäftigung der vier Beobachter, die dabey angestellt waren. Diese waren Nouet, Ville-

neuve, Ruelle u. Bouvard. In der Revolution wurde alles demokratisch organisirt, und diese vier Astronomen, unter denen Bouvard und Nouet später bekannt wurden, — organisirten eine astronomische demokratische Gesellschaft, die ihre Präsidenten wählte, und zwar nur auf einen Monat, weil man damals die langen Präsidentschaften für sehr gefährlich für die Freiheit hielt. Cassini, kein Freund der Revolution, und stolz auf seinen Grafentitel, den er sich mit aus Italien gebracht, und an dessen Aechtheit noch manche zweifelten, war diese demokratische Verfassung gar nicht angenehm, und schlug den Beitritt zu diesem Clubb aus. Die jungen Herren, die den Geist der Zeit für sich hatten, trieben die astronomische Demokratie dann auch so stark, daß Cassini die Sternwarte ihnen endlich überließ und auf's Land zog. Das war es nun grade, was sie wollten. Indeß sahen sie, daß es dann doch nicht ohne Direktor ging, und nun wurde La Lande zum Direktor ernannt, und zwar, wenn ich nicht irre, von der Municipalität der Vorstadt St. Jaques. Als endlich durch das Gesez vom 7. Messidor im Jahr 3 das Büreau für die Mee-

reslänge errichtet wurde, so kamen alle Sternwarten der Republik unter dessen unmittelbare Aufsicht, und dieses ernannte den verdienstvollen Mechain zum ersten Astronomen der National-Sternwarte.— Von der Zeit schreibt es sich noch her, daß La Lande sich zu Zeiten als ancien directeur de l'observatoire unterzeichnet. Es scheint, als wenn das Direktorat der Pariser Sternwarte, und dann eine Folge von Astronomen aus der Familie La Lande, so wie die aus der Familie Cassini war, die beiden süßesten Hoffnungen seines Lebens gewesen wären.

Messier der, sich vorzüglich nur mit Cometen-Astronomie beschäftigt hat, hat sich die kleine Sternwarte auf dem Hotel Clugny für seine Cometenbeobachtungen bequem eingerichtet. Sie besizt ein parallaktisches Instrument, und ein Mittagsteleskop mit einem Halbkreise, welches de Lille noch eingerichtet hat. De Lille sein Zweck hiemit war, ausser den geraden Aufsteigungen auch noch die Abweichungen zu bestimmen; aber da der Halbkreis nicht am Instrumente, sondern am Pfeiler befestigt war: so konnte er den Fehler der Excentricität nicht vermeiden.

Auf dem Collège Mazarin hat der Uhrmacher Janvier ein Mittagsfernrohr, um den Gang seiner Uhren zu berichtigen. Obschon es im Dom ist, so hat er doch nur einen Theil des Mittagskreises frei, und die Berichtigung des Instruments ist daher schwierig.

De Lambret hat auf seinem Hause eine kleine Sternwarte die gut eingerichtet ist. Er besitzt ein Mittagsfernrohr von 4 Fuß und einen 16zölligen Vervielfältigungskreis, den Mechain jezt mit nach Spanien hat. Doch soll De Lambret auch sehr über die Wandelbarkeit seines Hauses klagen, und die festen Instrumente immer von einer Nacht zur andern berichtigen müßen.

Auf dem Collège de France ist die Sternwarte höchst unbedeutend. Eine alte Lünette im Mittagskreise ist fast alles, was da ist.

Ich habe von den hiesigen Sternwarten nur die National-Sternwarte und die der Kriegsschule besucht. Als ich Burkhardt wegen der übrigen fragte, so theilte er mir die eben angeführte Nachrichten über sie mit, und da sah ich freilich, daß es nicht der Mühe lohne, einen Tag darauf zu

wenden, um durch die verschiedenen Quartiere von Paris zu gehen, und die kleinen Sternwarten zu sehen.

Sie sehen, daß man in Paris nicht den großen und brauchbaren Instrumentenvorrath findet, den man hier erwarten sollte. Ueberhaupt haben die Franzosen nie ihre Stärke im Beobachten gehabt, und obschon sie glauben, daß sie alles besser hätten und wüßten, als die Engländer: so gebrauchen sie bei ihren Planetentafeln und bei allen ihren Rechnungen immer Greenwicher Beobachtungen und keine Pariser. C'est bien curieux! würden die Pariser sagen, wenn sie es nicht wären. — Und doch sind alle jetzige gute Einrichtungen im Beobachten erst seit der Revolution und seit der Einrichtung des Büreau für die Meereslänge entstanden. Vorher sah es noch viel dürftiger bei der pariser Astronomie aus.

Als mich der Pförtner zum erstenmal auf der National-Sternwarte herumführte, so erzählte er mir, mit der größten Selbstgenügsamkeit, daß ihr Teleskop eins der besten wäre, welches man hätte; daß Herrschels vierzigfüßiges nicht brauchbar sey, und daß er seine Entdeckungen nur mit kleineren gemacht habe; und endlich, daß Mons.

Schröter in Lilienthal sich betrogen habe, indem er geglaubt eine Atmosphäre um den Mond zu sehen, davon sie hier mit ihren Instrumenten keine Spur wahrgenommen, und en conséquence müße Hrn. Schröters Teleskop fehlerhaft seyn, weil das, was er für eine Atmosphäre des Mondes gehalten habe, nur in dem Bilde gelegen, welches ihm sein Spiegel mache.

Sie sehen hier die Würdigung des deutschen Verdienstes; — freylich nur von einem Schuster, aber einige Stufen höher ist sie von dieser oft nicht sehr verschieden. Die große Unwissenheit der Franzosen in fremden Sprachen ist hievon die Hauptursache; und da sie sich zugleich selber äusserst vielwissend glauben, so haben sie nicht einmal eine dunkle Ahndung von dieser ihrer Unwissenheit.

Weil sie keine fremden Sprachen verstehen, so erfahren sie wenig, was in den Wissenschaften geschieht. Das, was sie vom Auslande erfahren, sind die Annonces in ihren Journalen, die natürlich nur sehr kurz und oberflächig seyn können. —

An diese halten sie sich, das Buch selbst können sie nicht lesen, und glauben es auch nicht nöthig zu haben; — Sie meinen nun die Sache zu wissen, sprechen sehr entschieden darüber, und merken am Ende gar nicht, wie übel unterrichtet sie sind. Daß z. B. der Portier glaubte, daß Herrschel mit seinem großen Teleskop nichts entdeckt habe, das hatte er in einem französischen Journal gelesen, aus dem es sogar in ein deutsches gekommen war. — Der, welcher diesen Aufsatz machte, hatte vermuthlich Herrschels Abhandlung nicht gelesen, in der er die Entdeckungen anführt, die er mit dem 40füßigen gemacht hat, wohin z. B. die beiden ersten Monde des Saturns gehören.

Die Franzosen gehen leicht von einer Sache zur andern über, und kennen die Freude nicht, die darin liegt, in einem Gegenstande recht sicher zu werden, ihn von allen Seiten zu betrachten und in allen seinen Theilen zu kennen. Wenn sie das nur ungefähr wissen, was in Frankreich in einer Sache geschehen ist, so sind sie zufrieden. Ihre Nationaleitelkeit und ihre Flüchtigkeit hindern sie

beide gleich sehr, um weiter nachzuforschen, was in England, in Deutschland oder in Italien über diesen Gegenstand gearbeitet ist. Und daher kommt's, daß man oft die klägliche Unwissenheit eines Franzosen so ganz durchsieht, wenn er sich mit Wenigem über den einen oder den andern Zweig des menschlichen Wissens vernehmen läßt, und nicht ohne gute Meinung von seiner Ueberlegenheit über den Fremden.

Diese Regel ist allgemein, und nur die sehr guten Köpfe unter den Franzosen machen eine Ausnahme hievon. Wenn Sie La Place oder Hauy über einen Gegenstand sprechen hören, so werden Sie freilich finden, daß diese so ziemlich alles das wissen, was seit Anfang der Welt darüber geschrieben ist, und daß diese dann doch noch zweifelnd und bescheiden in ihrem Urtheile sind, und nichts von der selbstgefälligen süßen Einfalt haben, mit der ein gewöhnlicher Franzose seinen Satz abzuhandeln pflegt. Die guten Köpfen haben dieses freilich in allen Ländern mit einander gemein; — aber der Unterschied ist der, daß in andern Län-

dern, als z. B. in Deutschland und England, auch die wenigen guten Köpfe nicht die Unwissenheit und das Oberflächige haben, welches in Frankreich Menschen besitzen, die in Hinsicht ihrer Geistes-kräfte auf derselben Stufe und vielleicht noch höher stehen.

Zwanzigster Brief.

Paris.

Die Versammlung der Gelehrten im National-Institut finde ich für den Fremden sehr angenehm, und versäume deswegen selten, sie zu besuchen. Wenn auch die Vorlesungen oft von wenigem Werthe sind, so ist es doch immer interessant, so viele berühmte Männer zu sehen und zu beobachten, wie sie mit einander umgehen. Jedes literärische Gemeinwesen hat schon an sich etwas angenehmes, und besonders wenn es so in's Große geht, wie dieses.

Das Louvre liegt im Mittelpunkt der Stadt, und es ist daher zugleich bequem, alle seine Bekannte hier auf der literärischen Börse zusammen

zu treffen, und mit ihnen über die Geschäfte zu sprechen, die man abzumachen hat. Ich hatte jezt eine kleine Verhandlung wegen der Toise von Peru mit verschiedenen Mitgliedern des Büreau für die Meereslänge, die ich größtentheils im Nationalinstitut abgethan habe. Wollte ich die Mitglieder in ihren Häusern besuchen, so kostete dieses immer einen halben Tag, weil sie dreiviertel Stunden von einander entfernt wohnen, und es noch ausserdem leicht kommen kann, daß man sie nicht zu Hause trifft. Dieses ist besonders in Paris sehr leicht, weil man hier viel mehr ausgeht, als an andern Orten, und das Verfehlen in demselben Grade zunimmt. — Man empfängt und gibt hier in einer Woche mehr Besuchkarten, als an andern Orten in vieren.

Vor acht Tagen hatten wir eine öffentliche Sitzung der ersten Classe, zu der mir Burkhardt ein Billet verschafft hatte. Diese war in dem vormaligen Sal des Suisses, welcher zu diesen öffentlichen Sitzungen besonders eingerichtet ist. Er geht unter dem gewöhnlichen Versammlungssaale und der Bibliothek des Instituts her.

In der Mitte des Saals saßen die Mitglieder des Instituts in ihrer Amtskleidung, und rund herum in vier Reihen einige hundert Zuhörer, unter denen viele Frauenzimmer waren. De Lambret las die Geschichte der mathematischen Wissenschaften des verflossenen Jahrs. Cuivier las die Geschichte der physischen. Darauf las Prony eine mathematische Abhandlung über die Bewegung des Wassers, wobei die Frauenzimmer wohl etwas Langeweile hatten. Es wurden noch einige andere Abhandlungen gelesen und gegen 5 Uhr die Sitzung geschlossen. Doch verließen ein großer Theil der Mitglieder und Zuhörer sie früher.

An den Thüren und im Saal war überall Militär vertheilt; eine Vorsichtsmaßregel, die sehr überflüßig zu seyn scheint. Allein sie finden dieses hier überall; — in der Naturgeschichte bei Geoffroy, in der Mineralogie bei Hauy, in der Chemie bei Fourcroy, — überall sehe ich ein paar Soldaten mit bloßem Seitengewehr, oder mit aufgepflanztem Bajonette stehn. Dieses fällt besonders einem Deutschen auf, der in den Hörsälen in Göttingen und Jena, wo oft dreimal so viel

Zuhörer sind, als in den hiesigen Vorlesungen, nie Militär sah. Bey Fourcroy habe ich nie mehr als 112 gezählt, und bey Hauy war ich der hundertste der unterzeichnete, und gerade diese beiden haben das stärkste Auditorium. Bei einer Vorlesung von La Lande die ich neulich im College de France besuchte, waren nur sechs Zuhörer. Aber hier war daun doch auch kein Militär. — Indes ist es immer sehr unangenehm in diesen friedlichen Sälen der Wissenschaft und Kunst, die blauen Röcke und die Hüte mit Federbüschen zu sehen, und beide gewöhnlich auf einem sehr dürren und verschrumpften Kerl, da diese so genannte Veteranen eigentlich nur Invaliden sind.

Der Saal für die öffentlichen Versammlungen des Instituts ist ein langes Gewölbe, dessen hohe Fenster neuerlich halb zugemauert sind, welches zu seiner Verschönerung eben nichts beiträgt. An den Wänden stehen die Bildsäulen von Racine, Fenelon, Montesquieu, l'Hopital, Corneille, Descartes, Sully, Molé, Bossuet, Pascal, La Fontaine und Rollin.

Alle drei Monathe hält hier eine der vier

Classen des Instituts ihre öffentliche Sitzung, und setzt die Preise fürs laufende Jahr aus. Die mathematische Abtheilung setzte in dieser Sitzung einen Preis von 3400 Franken für eine Abhandlung über die Stöhrungen des Olberschen Planeten aus. Ich saß neben einem Geometer, auf den La Lande zuging, als der Preis ausgesetzt war, und sagte: C'est pour vous, Monsieur! — Dieser aber antwortete, ohne sich lange zu besinnen: Non, Monsieur, ce n'est pas pour moi, — — c'est pour Mons. Gauls à Brounswic. Einen zweiten Preis von 6800 Fr. setzte die physikalische Abtheilung auf die beste Abhandlung über den Winterschlaf der verschiedenen Thiere.

Ich habe neulich auch die dritte Classe des Instituts besucht, welche sich mit der Geschichte und der alten Literatur beschäftigt. Sie versammelt sich des Donnerstags in demselben Saal, worin sich die erste versammelt. Dieser war vormals der Versammlungs-Saal der königl. Akademie der Wissenschaften.

Ich war neugierig, Herrn Mercier kennen

zu lernen, vormals berühmt als Verfasser des Tableau de Paris und jetzt bekannt als eifriger Gegner des copernikanischen Systems. Herr Villers war so gütig mich einzuführen, und uns mit einander bekannt zu machen. Er hatte Mercier vorher gesagt, daß ich kommen würde, und daß ich in Hamburg Versuche gemacht, welche das copernikanische System bestätigten; es würde daher gut seyn, daß ich seine Einwendungen gegen das System noch vorher höre, ehe ich diese bekannt mache. — Ich traf ihn in der Bibliothek des Instituts, wo Villers uns einander vorstellte. Wir traten in ein Fenster, und das erste was er sagte war: Monsieur, je ne suis point Géometre. Er schien zu fürchten, daß ich ihm gleich mit Mathematik kommen mögte. Ich fühlte indeß keinen Trieb in mir, ihn zu bekehren, oder zu widerlegen, sondern wollte bloß wissen, wie er sich die Sache vorstelle.

Daß ich so gutmüthig alles anhörte, was er sagte, ohne ihm im geringsten zu widersprechen, das schien ihm zu gefallen. Was er sagte, war ungefehr folgendes: „Ich bin kein Mathemati-

ker, aber ich weiß, daß man mit den Zahlen alles machen kann, was man will, und deswegen muß mir keiner damit kommen. Ich fühle es, daß es gegen die gesunde Vernunft ist, daß die Erde sich bewege. Die Wolken sind ja ruhig, und der Polarstern bleibt ja immer auf derselben Stelle. Wie ist es möglich, daß man ein so absurdes System, wie das von der Bewegung der Erde ist, glauben u. annehmen kann? — Was würden wir für ungeheure Stöße bekommen, wenn es wahr wäre, daß wir in jeder Sekunde um 4 Meilen fortschößen?"

Villers der unterdes mit dem Geographen Mentel sprach, sah mich einmal etwas sceptisch an, und ich mußte lächeln. Mercier schien dieses zu bemerken, aber nicht übel zu nehmen. Vielleicht ist er es von den verstockten Copernikanern gewohnt, daß sie seine Gründe nicht einsehen können.

Ich fragte ihn: woher es denn komme, daß so berühmte Astronomen und Geometer, als La Lande und La Place, das copernikanische System glauben? — „Das finde ich sehr natürlich, sagte Mercier, das trägt ihnen jährlich 40,000 Liv. ein.

Unterdes hatte die Sitzung angefangen, und wir gingen in den Saal. — Es fehlten viele Mitglieder, und unter diesen auch, was mir sehr leid that, der aufgeklärte Bischof Gregoire. Ich sah hier die beiden berühmten Geographen Gosslin und Mentel, die, weil sie die Geographie der Alten historisch untersucht haben, in die dritte Classe gehören, sonst gehört die Geographie in die erste. Dann Dupuis, der das Werk über die Religionen geschrieben, und den Staatsrath Monge, welcher mit Bonaparte in Egypten war.

Der Präsident dieser Classe ist Sylvester de Sassier, derselbe an dem grade die Reihe war das Wort zu führen, als das Institut dem Kaiser gratulirte. Er soll ein guter, gelehrter, schwacher, rechtgläubiger und eben nicht republicanisch gesinnter Mann seyn. Etwas unbedeutend sieht er freilich aus. Hätte grade die erste Classe das Directorium gehabt, und hätte Carnot das Wort geführt, so wäre die Anrede vielleicht etwas anders geworden.

Einige Tage nachher traf ich Mercier bei Herrn von Villers, wo er gleich wieder anfing mir sein

System auseinanderzusetzen. Er sagte: Ich läugne die anziehende Kraft und erkläre alles durch den Druck der Luft. Ich mochte ihn nicht fragen: woher er denn den Druck der Luft erkläre? — Ich nehme, fuhr er fort, nur eine oscillirende Bewegung der Erde um ihren Mittelpunkt an, und erkläre daraus Tag und Nacht und Ebbe und Fluth.

Die Wahrheit zu sagen, ich verstand eigentlich nicht, was er meinte, und ich zweifle halb, ob er es selber that. Ich fragte ihn: ob sein System des Tychonische wäre? „Nein, aber es hat viel ähnliches damit.“ Haben sie schon Riccioli seinen Almagest gelesen? „Nein.“ Sie würden hier vieles für Ihre Meinung, von der Ruhe der Erde, gesammelt finden, denn der sehr gelehrte Riccioli widerlegt in den ersten 18 Capiteln das copernikanische System, und in den folgenden 22 Capiteln beweist er, daß die Erde still stehe; und nachdem er 70 Gründe gegen die Bewegung der Erde vorgebracht, so widerlegt er noch 49 Sätze, die dem copernikanischen System günstig seyn könnten.

„Ist das Buch noch neu?“

Das eben nicht; Riccioli war ein gelehrter Jesuit, der vor etwa 200 Jahren lebte.

„Ich habe, fuhr Mercier fort, jetzt ein Werk von einem Italiäner in drei Bänden erhalten, der mit mir beinah einerlei Meinung ist, — soll ich es Ihnen zuschicken? Ich gehe morgen aufs Land. Sie können's unterdeß behalten."

Ich entging diesen drei Bänden glücklich durch die Bemerkung, daß ich kein Italiänisch verstände. Ich fragte ihn noch: woher es doch wohl komme, daß die unsinnige Meinung von der Bewegung der Erde so allgemein von den Astronomen in Deutschland England, Frankreich, Italien, und in ganz Europa geglaubt werde.

„Dieses ist nicht der erste Irrthum, der so allgemein ist, antwortete Mercier. — Was kann absurder seyn, als die Lehre von der Brodverwandelung, und doch glauben sie alle katholische Priester."

Ich war sehr in seine Gunst gekommen, weil ich ihm gar nicht widersprach, und er erbot sich zu allen möglichen Gefälligkeiten gegen meine Wünsche. — Diese Aufmerksamkeit hatte ich vielleicht

einem kleinen Schreck zu verdanken, den ihm Villers gemacht, als er ihm gesagt, daß un Professeur Allemand ins Institut kommen würde, der Versuche über die Umdrehung der Erde angestellt, zu denen La Place die Theorie geliefert. — Mercier hat gewis geglaubt, daß le lourd Professeur — denn ein Professeur allemand ist immer ein wenig lourd — ihn entweder bekehren wolle, oder doch wenigstens mit rigorösen Gründen ihm auf den Leib gehen würde. Er war, wie es mir schien, ein wenig verlegen, als ich auf ihn zuging; und sein Bekenntniß: je ne suis point Geometre, das er gleich ablegte, war vielleicht eine Art von Captatio benevolentiæ.

Die erste Ursache zu der Entstehung seines neuen Systems, soll darin liegen, daß die berühmten Mathematiker und Astronomen der ersten Classe ein wenig auf ihn und die Mitglieder der dritten Classe herabsahen. Jene erhielten bedeutende Aemter, Berthollet und La Grange wurden Senatoren und La Place wurde Minister des Innern, nachher Senator und endlich Canzler des Senats. — Eine nicht kleine Mei-

nung von seinem Rufe, von seinen Talenten und von seinem Einfluße auf die öffentliche Meinung, veranlaßte Mercier zu glauben, daß er sich an diesen ein wenig rächen könnte, wenn er nicht allein sie angrif, sondern auch ihre Lehre, und wenn er zeige, wie beschränkt die Köpfe seyn müßten, die ein so absurdes System, wie das von der Bewegung der Erde, und der anziehenden Kraft sey, glauben und nachbethen könnten; und so erklärte er sich denn zuerst gegen Copernikus und dann gegen Neuton.

Wie sich so etwas in einem Kopfe zusammenfinden kann, das begreiffe ich recht gut. Etwas Einseitigkeit in der Entwickelung des Geistes, Ruhm in frühern Jahren, und dann das Zutrauen, das dieser dem Menschen zu sich selber gibt, welches ihn auch dann oft noch nicht verläßt, wann schon die Kraft ihn verlassen hat, die diesen Ruhm erzeugte. — Ferner etwas Eigensinn, der das Alter gewöhnlich begleitet, — und endlich der Aufschluß den Mercier selber gab: je ne suis point Geometre. — Glaubte unser alter Nachbar in W. doch auch nicht ans Stillstehn der Erde, und ver-

theidigte er ihre Ruhe nicht mit denselben Gründen, wie Mercier?

Genau genommen weiß Mercier freilich nicht, wovon eigentlich die Rede ist, so wie dieses viele nicht wissen, sowohl von denen, die an die Bewegung der Erde glauben, als von denen, die behaupten, daß sie ruhe. Um es sich klar und deutlich vorstellen zu können, wie die Bewegungen in unserm Sonnensystem gehen, und wie eine die andere scheinbar bestimmt, — hiezu gehört eine größere Vertraulichkeit mit der Astronomie, als die wenigsten Menschen besitzen. Sind ein paar Köpfe beisammen, die über das gewöhnliche Fußmaß des Wissens nicht herüber sind, so können sie wechselsweise das copernikanische System glauben oder das Gegentheil, und doch in beiden Fällen gleich gründlich seyn.

Villers mahnte ihn, er möge doch bald einmal das Buch herausgeben, in dem er versprochen, sein System bekannt zu machen. Mercier versprach dieses, klagte aber zugleich, daß er so viel zu thun habe, daß er jetzt an die Ausführung nicht denken könne. — Es scheint fast, als wenn

er seine Gründe hätte, die Herausgabe seines neuen Systems zu verschieben, und unterdeß nur mit ihm zu drohen. — Gibt er es heraus, so wird man sehen, daß er in seinen Erklärungen der Bewegungen der Himmelskörper eigentlich nicht weiß was erklärt werden soll; wenigstens zweifle ich sehr, daß er das Zurückgehen und Stillstehen der Planeten kennet, und die andern Abweichungen in ihren elliptischen Bahnen, welche die Stöhrungen der anziehenden Kräfte veranlaßen. Ich glaube indeß, daß sein Buch interessant werden wird, — aber mehr für die Erfahrungs-Seelenkunde als für die Sternkunde, u. ich wünsche deswegen, daß es bald erscheinen möge.

Sie wissen, daß das Institut jetzt in vier Classen eingetheilt ist.

Die erste Classe, oder die der Physik und Mathematik, versammelt sich des Montags; sie besteht aus 63 Mitgliedern, aus 8 auswärtigen Mitgliedern und aus 100 Correspondenten. Die fremden Mitglieder sind: der Präsident Banks in London, der Astronom Masklyne zu Greenwich, Herschel zu Slough, Rumford in München, Cavendish in London, Pallas in Rußland,

Volta in Pavia und Klaproth in Berlin.

Die zweite Classe, oder die der französischen Literatur und Sprache, besteht aus 40 Mitgliedern, und versammelt sich Mittwochs.

Die dritte Classe oder die der Geschichte und alten Literatur, besteht aus 40 Mttgliedern, aus 60 Correspondenten, und aus 8 fremden Mitgliedern. Diese sind: der Präsident Jefferson in Philadelphia, Rennell in London; Heyne in Göttingen, Niebuhr in Dänemark, Fox in London, Wildfort in London und Wieland in Weimar. Diese Classe versammelt sich Donnerstags.

Die vierte Classe ist die der schönen Künste. Sie besteht aus 20 Mitgliedern, aus 8 auswärtigen Mitgliedern und aus 36 Correspondenten. Diese Classe versammelt sich des Sonnabends.

Sie sehen daß man jede Woche vier Tage ins National-Institut gehen kann. Indes zweifle ich ob ein Fremder diese Sitzungen so interessant finden werde, um sie beständig zu besuchen. Sie sind, wie die Sitzungen aller Akademien, wo die Wissenschaften regelmäßig, und von Amtswegen betrieben werden, mitunter recht langweilig.

Dieser Langeweile verdankte ich heute eine sehr angenehme Unterhaltung. Ich war aus der Sitzung der ersten Classe in die Bibliothek gegangen, um etwas in des Copernikus berühmtem Werke de revolutionibus orbium nachzuschlagen. La Place saß mir gegenüber am Tisch und las in einem Bande der Memoiren. La Grange der eben so wie La Place, Langeweile bei einer Abhandlung hatte die eben verlesen wurde, kam aus dem Saal und setzte sich zu La Place. Dieser sprach zuerst über die Abhandlung die er eben gelesen, und dann ging das Gespräch über auf die Bewegung des Lichts. Es freute mich sehr, daß ich nahe genug saß, um alles das zu hören, was die beiden großen Geometer über diesen Gegenstand sprachen. La Place hat ein sehr angenehmes Organ, und alles was er mit diesem angenehmen Organ sagte, war so erfreuend klar, und so bestimmt, und so gar nicht in dem entscheidenden Tone der Schule. Er verhelte die Zweifel nicht, die noch über manches in dieser Lehre statt finden, — er sprach sehr scharf und sicher über die Sätze die ausgemacht sind, und läugnete zu-

gleich nicht die Unwissenheit in den andern. Wenn dieses der Mann thut, der die Mechanik des Himmels geschrieben, der durch seine Kenntniße und durch das Ansehn, das er hat, so leicht und so sicher imponiren könnte, wie viel mehr ziemt denn diese bescheidene Sprache den Schülern! — Aber für diese ist sie vielleicht schon deswegen schwerer, weil sie nicht so bestimmt die Grenze zwischen ihrem Wissen und Nichtwissen kennen, als La Place.

La Grange scheint sehr abgelebt und müde zu seyn. Das, was er sagte, war grade nicht einfältig, aber es stach doch sehr gegen das ab, was La Place sagte. Er sprach so oberflächlich mit, weil man doch etwas sprechen muß, und unterbrach La Place oft mit Fragen, weil er, wie es mir schien, nicht recht aufmerkte. Ich wunderte mich, daß La Place dieses nicht merkte und die Geduld nicht verlor. Aber er schien in jener glücklichen, jugendlichen Stimmung zu seyn, wo man es nicht laßen kann, über einen Gegenstand, den man lieb hat und von dem man voll ist zu sprechen, und wo man die Kahlheit und Kälte des Anderen über

der eigenen Wärme nicht merkt. La Place hatte bei diesem ganzen Gespräche jene einnehmende Freundlichkeit, die man nur bei stolzen Gemüthern findet, die fest und sicher in ihrem Innern sind.

Die Classe der Naturkunde besteht, wie ich Ihnen schon gesagt habe, aus eilf Sektionen. Mathematik, Anatomie, Botanik, Chemie u. s. w. Es ist natürlich, daß wenn jemand eine Vorlesung über einen mathematischen Gegenstand hält, dieses weder den Anatomen noch den Chemiker interessirt, und so umgekehrt. Es fiel mir anfangs auf, als ich sah, daß bei einer Vorlesung Coulombs ein paar Mitglieder und mehrere Zuhörer schliefen, daß der größte Theil der Mitglieder des Instituts leise mit einander sprachen, und gar nicht aufmerkten, und daß deren, die wirklich Acht gaben, höchstens 6 oder 8 waren. Delambert schrieb etwas auf. Carnot und Cuvier lasen in ein paar Journalen, die dem Institut waren zugeschickt worden. Oft wurde das leise Sprechen so laut, daß es Coulombs Vorlesung störte; — Carnot schellte dann einmal, und es wurde wieder stiller.

Allein wenn man bedenckt, daß die Sitzung um drei Uhr Nachmittags anfing, daß die Luft des Saals warm und dumpf war, und endlich, daß natürlich nur wenige Mitglieder sich für solche Untersuchungen intressiren wie Coulomb seine, so findet man dieses so auffallend nicht. Der Staatsrath Fourcroy schlief neulich auch einmal; es kleidete ihn recht gut, weil er im Schlafe weniger schlau aussieht als im Wachen, und weil sein geistreiches Gesicht nicht durch die Abspannung des Schlafs jene Schlafheit erhielt, welche gewöhnliche Menschen entstellt.

La Place macht hierin eine Ausnahme; bei allem was vorkommt ist er gegenwärtig. Fällt eine Abhandlung in den wenigsagenden weitläuftigen Ton der alten Akademie, und das geschieht wohl — so geht er weg, und in die Bibliothek; theilen aber Berthollet, oder Cuvier, oder Coulomb die Erfahrungen mit, die sie in ihren verschiedenen Fächern gemacht haben, so merken gewöhnlich nur die auf, die zur Sektion der Chemie, oder zu der Anatomie, oder der Physik gehören, — La Place aber

nimmt an Allem Antheil. Aber nur Köpfe, die, so wie der seinige, die gesammte Triangulirung des menschlichen Wissens umfassen, können dieses. So wie er dem Gesetze der allgemeinen Schwere in dem scheinbar verworrenen Laufe der Planeten nachspürt, und Säkulargleichungen für Störungen entdeckt, die erst nach Jahrhunderten wiederkehren, — so verfolgt er dieses Gesetz in dem Zusammenhange der Körper, in den Wahlverwandtschaften der Scheidekunst und in den Bewegungen der Säfte der organischen Natur. Es ist natürlich, daß nur solche Menschen, deren Geist überall erkennend und ordnend durch die umgebenden Dinge geht, fähig sind, ein so vielseitiges Interesse an der Natur zu nehmen. La Place wird oft der Neuton unsers Jahrhunderts genannt, u. er hat wirklich mit dem großen Britten nicht allein den Scharfsinn in den höheren Rechnungen gemein, sondern auch den die ganze Naturkunde umfassenden Geist, der Neutons Arbeiten so sehr vor den Arbeiten anderer großen Männer auszeichnet.

Ein und zwanzigster Brief.

Paris.

Ich habe heute die reformirte Kirche St. Louis in der Straße St. Thomas beim Louvre besucht. Rabaut Pommier predigte, der Bruder des unglücklichen Rabaut de St. Etienne, welcher als ein Opfer der Revolution fiel. Der Gottesdienst dauerte von 12 Uhr bis nahe 2. In der andern reformirten Kirche St. Marie bey der Vorstadt St. Antoine fängt er um halb eilf an. Die dritte reformirte Kirche in der Vorstadt St. Germain ist geschlossen. Diese Kirche in der Straße St. Thomas erhielten die Reformirten im Jahr 1785 von Ludwig dem XVI. Ihre drei Prediger sind:

Rabaut, Marron und Mestresat. Der erste ist ein gebohrner Franzose, der zweite ein Holländer, der dritte ein Schweizer.

Die Einrichtung des Gottesdienstes ist dieselbe wie in Deutschland. Zuerst las der Vorsänger ein Capitel aus der Bibel, nebst einer Erklärung. Dann wurde ein Lied gesungen und Rabaut trat auf die Kanzel. Er trug ein weites schwarzseidenes Kleid, und weiße seidene Strümpfe. Er hielt ein Gebet, worauf wieder ein Lied gesungen wurde. Jetzt folgte eine Rede über die Vortheile einer guten Erziehung, und über die Pflicht der Eltern, aus ihren Kindern gute Menschen und gute Bürger zu bilden. Dann las er das Kirchengebet, in dem besonders die Person des Kaisers dem Schutze Gottes empfohlen wurde; darauf folgte das Unser Vater, und das apostolische Glaubensbekenntniß, — es wurden wieder ein paar Verse gesungen, Marron sprach den Seegen, und der Gottesdienst war zu Ende. — Die Versammlung war ziemlich zahlreich, obschon das Wetter schlecht, und viele der reicheren Protestanten auf ihren Campagnen waren.

Ich war in einigen Tagen nicht ausser der Stadt gewesen, und hatte eine solche unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Lande bekommen, daß ich den Nachmittag, ungeachtet des regnigten Wetters, einen Spaziergang von drei Stunden über die Hügel machte, die an der Nordseite von Paris liegen. Ich ging zum Fauxbourg de Temple hinaus, und dann links, an der schönen Barriere von St. Martin vorbei, nach dem Mont-Martre. Ich wollte anfangs nach St. Denis gehen, dessen hohe Thürme man dicht vor sich in der Ebene liegen sieht, so daß man gleich da zu seyn glaubt. Aber man sagte mir, daß es noch anderthalb Stunden entfernt wäre, und dazu war der Nachmittag zu kurz.

Auf dem Mont-Martre liegt ein Dorf mit einer artigen Kirche. Hier steht der erste Telegraph. Er correspondirt mit dem auf dem Louvre, und gehört zu der Reihe, die nach Brüssel geht.

Ich sah, daß die Leute in die Kirche gingen, und ging mit hinein, um sie inwendig zu besehen. Der Geistliche predigte grade über das Thema daß das Grab keine Ruhestätte für den Gottlosen

sey. Er sprach gut, und die Leute hörten ihm sehr aufmerksam zu. In der französischen Canzel-Deklamation ist viel mehr Wechsel, als in der deutschen, die Gebehrdensprache ist lebhafter und folgt mehr dem Gegenstande. Ich hörte den Geistlichen gern, es war nicht das Einförmige, Unzusammenhängende, welches man auf den Canzeln des katholischen Deutschlands so häufig findet, und der Umstand, daß er frey sprach und nicht las, wie Rabaut, gab ihm noch einen Vorzug vor diesem. Nur hatte er das Ausbreiten des Schnupftuches, und dann wieder das Zusammenlegen und das Ab- und Aufsetzen der Barete sich eben so angewöhnt, als dieses die katholischen Geistlichen in Deutschland thun. Es scheint beinahe, als wenn dies so nothwendig mit zur katholischen Canzeldeklamation gehöre, als das Spielen mit dem Fächer für die Frauenzimmer, wenn sie einen Prolog sagen. Aber ist dieses, psychologisch betrachtet, nicht die Balancierstange des Geistes, mit der sich die verschiedenen Perioden wechselsweise einander im Gleichgewicht halten, und den Schwerpunkt der Rede unterstützen, damit er nicht auf

der einen oder der andern Seite vom dünnen Faden der Disposition abgleite?

Vom Montmartre ging ich zurück über die Boulevards nach dem Mittelpunkt der Stadt. Ueberall war Musik und Tanz. Man findet dieses des Sonntags in allen Vorstädten von Paris. Der lustige Franzose tanzt jeden Sonntag, und freut sich, wenn der erste Januar schon gleich einer ist, weil er dann wenigstens 53 Sonn- und Tanztage hat.

Ich ging zu Franconi, wo es aber zu voll war, weil der Regen alle Pariser aus den elisäischen Feldern und aus dem Garten der Tuilerien in die Stadt und in die Schauspiele trieb. Ich entschloß mich dem guten Beispiele zu folgen, und ging ins Théatre Français. Man gab: Die Schule der Weiber, und nachher: Vorurtheil und List.

Das Haus ist inwendig ein Cirkus, dessen Chorde sich gegen die Bühne öffnet. Die Galerie wird von 26 dorischen Säulen getragen, die in einem ununterbrochenen Halbkreise um das Parterre gehen. Zwischen diesen sind die Logen.

Hinter der Galerie stehen 36 kleinere Säulen, die das Gewölbe tragen. Das Haus gewährt dem Auge einen angenehmen Anblick. Das Theater hat 69 Fuß Länge und eben so viel Breite, und wurde in zwei Jahren gebaut (von 1787—89). Rund um das Gebäude geht eine bedeckte Galerie, in der die Buden der Buchhändler und Quincailleriekrämer sind; — eine Fortsetzung der Kaufbuden des daran stoßenden Palais Royal (S. Plan von Paris Nro. 13). Zwei Seiten dieser Halle, wovon die eine nach der rue de la loi geht, werden von 24 dorischen Säulen getragen, die von unten bis oben mit Affichen von allerhand Farben überklebt sind.

Das Spiel war sehr lebhaft, und wie es mir schien, oft zu lebhaft und zu gekeigert. — Das Anstrengen der Stimme, — das laute Athemeinziehen im Affekt, — das Zittern der Hände in der Leidenschaft, das nahe ein krampfhaftes Schlottern zu seyn schien, — — aber es spielten Franzosen vor Franzosen, und jedes Volk hat seine Nationalliebhaberei und seine Nationalansicht von dem, was es für schön und vortrefflich hält. Es ist ein

Vorurtheil, wenn man glaubt, daß die seinige die allein richtige sey; aber man vergisst dieses wohl und will, daß dasjenige, was auf Schönheit Ansprüche macht, es auf unsere Weise seyn soll. Die verschiedenen Lebensweisen der Völker, die verschiedenen Sprachen und Sitten bestimmen und modificiren die Empfänglichkeit, welche der Zuschauer vor den Vorhang bringt. Und hierin liegt oft allein das Gefallen und Nichtgefallen, und der Grund zum günstigen oder ungünstigen Urtheil über das Schauspiel.

Indeß hat jeder Mensch und jedes Volk die bescheidene Meinung von sich, daß grade seine Empfänglichkeit und seine Bildung die wahre Form der Menschheit sey, und daß dasjenige, was nicht hineinpasst, Abart und Mißgeburt wäre. Die Deutschen haben vielleicht noch unter allen Völkern die meiste Einsicht, daß ausser der ihrigen noch mancherlei Formen der Menschheit bestehen können, und sie betrachten die verschiedenen Formen, die das Menschliche an der Tiber, an der Seine und an der Themse trägt, mit einer Art von philosophisch-poetischem Wohlgefallen.

„Aber, werden Sie sagen, ist dieser Glaube an die eigene freiere Erkenntniß nicht auch ein National-Vorurtheil?“ Vielleicht. — Vielleicht auch nicht; denn das Bezweifeln dieser größeren Erkenntniß der Nationaleinseitigkeit der Völker scheint schon wieder eine Freiheit des Geistes vorauszusetzen, die größer ist als selbst die Nationalvorurtheile.

Um 10 Uhr war das Schauspiel geendigt, und jetzt fing im Palaisroyal, wo alles hinströmte, die glänzendste Epoche an. Die langen Arkaden waren gedrängt voll Spazierender, eben so der breite Gang, der vor dem Pavillon des Caffé de paix hergeht. Leicht gekleidete Mädchen mit Blumensträußern gehen durch die Menge, — im Garten überall Gruppen von Spazierenden und Ruhenden, — im offnen Pavillon die zwischen den Lichtern und den kleinen Marmortischen sich schnell bewegenden Garçons, welche Eis und Erfrischungen aller Art tragen, — Leben und Genießen das allgemeine Losungswort im Gedränge der Arkaden und in der Stille, die in der Tiefe des Gartens die Einsamen umgibt. Jetzt

ist der höchste Punkt des pariser Lebens; — es schlägt 11, — die Spaziergänge werden einsamer, — die Mädchen sind bis auf wenige verschwunden. — Es schlägt halb zwölf, — die eisernen Thore der Arkaden werden geschlossen, — alles was noch im Garten war, eilt aus diesem in die Hallen, welche bis um Mitternacht aufbleiben. — Das letzte Thor ist geschlossen, und der noch einzige offene Ausgang aus dem Garten ist der durch den Pavillon.

So wie die Mitternacht heranrückt, wird alles freier, — der Augenblick wird kostbarer, — die Spazierenden sind auf einen kleinen Raum beschränkt, und finden sich leichter, — nur noch einzelne Mädchen gehen unter den Arkaden und durch die Hallen, — es schlägt zwölf, alles verschwindet, die äussern Gitterthore des Palais werden geschlossen, und da, wo vor einer Stunde noch das regste Leben und Treiben war, wird es jetzt stille und einsam.

Ich ging über den Carrouffelplatz an dem eisernen Gitter der Tuilerien vorbey. — Das Thor der Kaiserburg stand offen, aussen standen zwei

Wachen zu Pferde, — inwendig ging der Grenadierposten. — Das große Gebäude war dunkel und nur im Zimmer der Garde war Licht. — Beim Schein der Laternen sah ich noch das Viergespann von Venedig auf den äussern Thoren des Geländers stehen. Ich ging von hier über die Brücke der Tuilerien, wo man den schönen Anblick in die Nacht durch die Beleuchtung der Seine hat. An der einen Seite ist die Laternen-Reihe des Louvre und der Tuilerien, an der andern die vom Quai Voltaire. Im Hintergrunde sieht man die vom pont des arts und vom pont neuf, und die von der entfernteren Seine-Insel.

Ich kam nach Mitternacht nach Hause, und die Enge meines kleinen Zimmers nahm mich freundlich auf aus der großen Weite des Lebens und der Welt.

Zwei und zwanzigster Brief.

Paris

„Frankreich ist der Mittelpunkt von Europa, — Paris der von Frankreich, und das Palaisroyal der Mittelpunkt von Paris.“

Sie sehen, daß die bescheidene Meinung der Chinesen, daß China mitten in der Welt liege, und Peking mitten in China, zwar abweichend von der angeführten ist, aber doch daneben bestehen kann.

Das Palaisroyal kennt man, schon ehe man über die Grenze ist, — und doch kann ich der Versuchung nicht widerstehn, es Ihnen noch einmal von vorne an zu beschreiben. Man nennet dieses: ab ovo anfangen. Sie wissen, daß bei

uns Deutschen einige Gründlichkeit, ohne einige Ausführlichkeit, nicht bestehen kann, — und deswegen bitte ich schon vorher um ein wenig Geduld, und ersuche zugleich, mir es als ein kleines Verdienst anzurechnen, daß ich bei der Bitte um Geduld mich gleich schon kurz fasse, und die Geduld nicht schon durch die Bitte um dieselbe ermüde. Ich habe das Herkommen für mich, das Gegentheil zu thun, und Sie wissen, das ist schon bei den deutschen Gerichten ein Rechtsgrund.

Das Palaisroyal ist jedem Pariser seine zweite Wohnung. Eben so besucht der Fremde täglich das Palais (par excellence) und meint, daß ihm etwas fehle, wenn er in ein paar Tage nicht da gewesen ist. — Man hat auch immer etwas da zu thun, — da es eine Welt im kleinen ist, und mehr Menschen und mehr Geld und Lebensgenuß enthält, als manche Stadt und manche Residenz. — Bald will man ein Buch kaufen, bald einen Kupferstich, bald will man die Litteraturzeitung lesen, und bald den Correspondenten, — oder man will in Pausch und Bogen nur wissen, ob etwas Neues vorgefallen, —

oder man will frühstücken à la forchette, oder des Nachmittags im Estaminet eine Cigarro rauchen und eine Bouteille englisch Bier trinken, — in allen diesen Fällen geht man unwillkührlich in's Palais, und in allen übrigen auch, — — — denn an einem hinlänglichen Grunde ins Palais zu gehen fehlt es einem nie. Durch das beständige Besuchen wird bald das Palais so sehr unsere zweite Wohnung, daß man eben so bekannt da ist, als in seiner ersten; und wenn man durch eine benachbarte Straße kommt, so geht man schon unwillkührlich hin, wenn man grade in Gedanken ist, — weil die Füße schon voraussetzen, daß die Gründe schon nachkommen würden.

Weil es mitten in der Stadt liegt, so hat man es gewöhnlich in der Nähe, — und bei einer etwas entfernten Wohnung ist es bequem, seinen Abstand den ganzen Tag im Palais zu haben, bis man gegen Abend dann nach Hause geht.

Ums Jahr 1629 ließ der Cardinal Richelieu das Palais bauen, nachdem er vorher zwei Hotels hatte niederreissen laßen, um Plaz zu gewinnen. Im Jahr 1636 wurde es vollendet,

und trug die Inschrift: Palais cardinal. Er baute zugleich ein Theater dran, und verwendete 200,000 Rthlr. auf die Aufführung einer mittelmäßigen Tragödie: Miramé, die er selber geschrieben, und wovon er die beste Meinung hatte. Er vermachte dieses Palais in seinem Testamente aus politischer Klugheit an Ludwig XIII. Nach dessen Tode bezog es Anna von Oesterreich als Regentin mit ihren Söhnen Ludwig XIV. und und dem Herzog von Anjou, und jetzt bekam es den Namen: Palais royal.

Ludwig XIV. gab es dem Herzog Regenten, und so kam es an die Familie der Herzoge von Orleans, wovon der lezte, welcher als Philipp Egalite guillotinirt wurde, es beinah ganz abbrechen und neu bauen ließ. Von dem alten Gebäude steht fast gar nichts mehr, und das Palais bildet in allen seinen Theilen ein großes übereinstimmendes Ganze. —

Die Haupt-Fassade ist nach der Straße St. Honoré, und wurde in den achtziger Jahren gebaut, als die daranstoßende Oper nieder gebrannt war. Moreau (ein Namens-Vetter des Gene-

rals) war hievon der Baumeister. Am Hauptgebäude stehen zwei Pavillons mit ionischen Säulen, welche den ersten Hof einschließen, und nach der Straße eine mit drei großen Thoren durchbrochene Mauer haben.

Die Vorhalle des Hauptgebäudes ist frei, und wird von dorischen Säulen getragen. Man geht durch sie hindurch in den zweiten Hof. Wenn man in der Vorhalle ist, so hat man rechts die berühmte Treppe von Constantin, die in die erste Etage führt, und an deren Geländer 32 Schmiede zwei Jahre sollen gearbeitet haben. Hier ist der Versammlungssaal des Tribunats.

Im zweiten Hofe hat man links das Théatre françois, und rechts Lesecabinette, Gemählde- und Kupferstich-Handlungen, und grade vor sich les galeries de bois; vier Reihen aneinander hängender hölzerner Buden, in denen Buchhändler, Kupferstichhändler, — Modehändlerinnen, Blumistinnen, — — — ihre Buden haben. Diese Galerie scheidet den zweiten Hof des Palais vom Garten.

Geht man durch diese hindurch, so kommt man in den großen Garten, der rund um vom Palais

eingeschlossen ist, und eine Länge von 700 Fuß, bei einer Breite von 300 hat. (Plan von Paris Nro. 14.) Der Garten ist im französischen Geschmack angelegt, und enthält Blumen und kleine Gesträuche. Er ist vor ein paar Jahren umgepflanzt worden, und die beiden Lindenalleen sind daher noch klein.

Diese Gebäude und der Garten machen das eigentliche Palaisroyal aus, und sind der Versammlungspunkt für die Geschäftigen sowohl, als für die Müßigen, — für die Erwerbenden wie für die Verschwendenden. Die Gebäude, welche den Garten umgeben, sind im großen Stile und durchaus gleichförmig gebaut.

Zu ebener Erde läuft eine bedeckte Galerie um den ganzen Garten, welche 180 offene Bögen nach der Gartenseite hat. An der innern Seite sind Caffehäuser, Bijouteriehandlungen, Porcellain- und Spiegelhandlungen — — und alles in der größten Vollkommenheit. Wenn man durch diese Hallen geht, so hat man an der einen Seite durch die offene Arkaden die Aussicht in den Garten, und an der andren ist alles

das auf's schönste ausgelegt, was der Luxus, der Reichthum, der Gewerbfleiß und der Kunstfleiß nur köstliches hat und vermag. Der innere Umfang dieser Hallen beträgt über eine halbe Viertelstunde. Zu jeder Jahrszeit und bei jeder Witterung findet die Menge hier einen angenehmen Spaziergang, und deswegen ist es auch hier beständig voll Menschen, — die theils müßig sind, theils verdienen, und theils genießen wollen. Lieu unique au monde! ruft Blanvillain, der Verfasser des Gemähldes von Paris im Jahr 12 aus. Il n'en a peut-être jamais existé de semblable. C'est là que le négociant, le désœuvré, le voluptueux, l'homme de lettres, viennent se rendre; c'est là qu'en un instant sans changer de place, on peut vendre, acquérir, goûter, voir, sentir et apprendre tout ce que l'industrie, la sensualité et la sagesse de l'homme peuvent concevoir de plus bisarre et de parfait. Là sont des milliers de bras qui n'attendent que vos ordres. Déliez votre bourse et vous allez mettre en mouvement

les têtes les plus instruites, et les mains les plus exercées.

Kommt man von der Seite des Théatre françois hinein, so geht man zuerst an einigen Buden mit feinen Obstarten und Zuckerwaaren vorbey. Dann kommen einige Modehändlerinnen; oben ist estaminet Hollandois, wo man raucht, Bier trinkt, und Domino spielt, — weiter folgt Ledebourgh mit optischen Instrumenten; unten in den Souterrains ist ein Caffehaus, aus dem des Abends die Musik dumpf heraus schallt. Dann kommt ein Modehändler. Oben ist Bertrands anatomisches Wachsfiguren-Cabinet; weiter folgt Café Carozza, dann die Wohnung eines Instrumentenhändlers, dann die eines Petschierstechers, dann die eines Glasschleifers. Diese sehr geschickte Arbeiter sitzen an den Fenstern und arbeiten, und auswendig stehen fast beständig Menschen, die ihnen zusehen. Dann kommt ein Wechseler und ein Goldarbeiter. Ueber alle diese weg gehen in der ersten Etage vier Spielsäle für Hazardspiele. Dann kommt Glacier de Naples — und au premier der Re-

staurateur Mouron. Neben an ist Café du Mont St. Bernard, très-curieux à voir, au premier vis-à-vis de l'escalier, (ein Caffehaus, wo rundum auf die Wände Schweizergegenden gemahlt sind, — in der Höhe der Tische ist eine kleine Galerie, wo der Vorgrund des Gemähldes im Modell steht; kleine Kühe, Schweizerhütten, Mühlen, Semern, u. s. w. très-curieux à voir.) Dann folgt ein Geldwechseler, ein Modehändler, — — und so geht das rund herum durch die ganze Halle.

Das Palais wird von vier Straßen eingeschlossen, aber nach der Straße hin wohnt fast niemand, — alles wohnt nach der Gartenseite. Steht man im Garten, so macht das große Gebäude einen schönen Eindruck. In den 180 Arkaden hangen 180 Reverberen, die des Abends den Garten erleuchten. Zwischen zwei und zwei Arkaden stehen canilirte Pilaster, und oben läuft um das ganze Gebäude eine Ballüstrade von Stein, deren Piedestalle mit Vasen geziert sind, die in gleichen Entfernungen stehn.

Zu ebener Erde wohnen, wie gesagt, die

Kaufleute, Fabrikanten und Künstler. In der ersten Etage sind die Spielsäle, Estaminets, Restaurateurs und Caffehäuser. In der zweiten Etage wohnen größtentheils les femmes perdues der vornehmern Classe, — auch wohl Fremde, die einige Monate recht im Mittelpunkte von Paris leben wollen. In der dritten Etage, und au paradis in den Dachstübchen, wohnen die der geringern Classe; der Erwerb zwingt sie, im Mittelpunkt der Stadt, im Palaisroyal, in der rue traversière, und der umliegenden Gegend zu wohnen. In den Vorstädten sind keine, und sie würden auch nicht geduldet werden. Man versichert, daß in der ganzen Fauxbourg St. Antoine kein einziges öffentliches Mädchen wohne, und das, was ich von ihr gesehen habe, macht mir dieses nicht unwahrscheinlich. Paris soll jezt noch etwa 10,000 haben; vor der Revolution fanden sich bei einer Zählung der Polizei 28,000.

Diese Abnahme haben wohl zum Theil der verminderte Luxus und Reichthum, und zum Theil die Vermehrung der Heirathen verursacht, welche immer eine Folge von Revolutionen sind. In je-

dem alten Staate sind eine Menge Beamten, die nicht heirathen können, weil sie, in Verhältniß ihrer Bedürfnisse, nicht Einnahme genug haben. Die Söhne aus guten Häusern, gewöhnt an viele Bedürfnisse, bekommen anfangs bei der Uebersetzung aller Dicasterien nur Subaltern-Stellen. Wegen der Stärke des Personals und der Menge der Bewerber geht das Aufsteigen nur langsam, und sie erreichen oft erst nach einer langen Reihe von Jahren eine Stelle, die so viel Einkommen hat, daß sie mit ihren gewohnten Bedürfnissen eine Familie davon nähren können. Die kühlern Jahre und die Gewohnheit des ungebundenen Lebens schwächen dann endlich den Wunsch nach Heirath und Familienglück so sehr, daß er nie zur Würklichkeit kommt. Aber bei jeder Revolution kommen neue Menschen in die Aemter und Stellen, die, aus dem Mittelstande, gewöhnt an wenige Bedürfnisse, eine Familie leicht ernähren können. Dieses und dann die Abschaffung des Adels, bei dem nur die erstgebohrnen Söhne das älterliche Vermögen erbten, und wo die nachgebohrnen entweder in die

Armee oder ins Kloster gehen mußten, — haben die Heirathen sehr vermehrt, und in demselben Grade dieses geschieht, nehmen immer die öffentlichen Mädchen ab. Daher sind in Residenzen und in Städten, wo eine große Garnison mit einem müßigen, in seinen Vermögensumständen beschränkten, Officiercorps ist, und in Seehäfen immer so viele öffentliche Mädchen; daher haben Wien und Berlin 6000, und London 30,000.

Im Palaisroyal wohnen vielleicht 6 bis 800, — aber eine ungleich größere Anzahl geht des Abends in ihm spazieren, weil hier die meisten Müßigen zu treffen sind. In der rue St. Honoré und in einigen anstoßenden Straßen stehen sie des Abends eben so reihenweise, als im Palais bei Tage die Miethcabriolets. Doch nimmt ihre Anzahl in demselben Grade ab, als man sich in der Stadt von dem Palaisroyal entfernt.

Drei und zwanzigster Brief.

Paris.

Nichts macht mir hier mehr Freude, als wenn ich sehe, auf wie vielerlei Art die Pariser ihr Brod verdienen, und wie sie dick thun können, besonders in ihren Affichen.

Die Afficheurs machen ein eigenes Corps aus, dessen Individuen von der Polizei die Erlaubniß haben, die Affichen anzukleben. Sie tragen eine messingene Medaille, — sie müssen lesen können und die Affiche muß den Stempel und den Nahmen des Druckers und des Autors tragen, ehe sie angeklebt werden darf. Vorher muß auch noch ein Exemplar an die Polizei gegeben seyn, vom Afficheur unterzeichnet. Jede Affiche nimmt einen

ganzen oder halben Bogen ein, der entweder, roth, blau, grün, gelb, oder lilla, oder orangenfarbig ist. Blos die vom Gouvernement sind weiß. Die Säulen im Palaisroyal, die Pfeiler in den Hallen, und die Säulen am Théatre françois sind ganz mit diesen farbigten Bogen überklebt, so daß man am halben Schafte nichts mehr vom Stein sieht. — Iusta restaurateur — Dîner pour 30 sous. — Le Trésor du Mameluk — Mangez, fortifiez-vous. — Allons diner chez les deux frères provenceaux. — Carlin perdu, 40 livres à gagner. — La langue françoise en panorama. — Das sind einige der vielen Aufschriften mit großen Buchstaben auf großen Bogen.

Jezt hat ein Neapolitaner überall einen rothen Bogen ankleben laßen, auf dem er mit Wenigem die Wichtigkeit der Eiskunst und seine Verdienste um sie auseinander sezt.

„Carli, der Neapolitaner, so heißt es unter andern darin, Restaurateur im Palais des Tribunats, gibt alle Arten von Eis, bereitet von einem Eisbereiter aus Neapel. Er nimmt Beste-

lungen aus der Stadt an, sowohl für die Küche als für die Officinen, und ob er nicht ein eben so guter Koch sey als Eisbereiter, das hat er schon dem Publikum bewiesen. Auch ist das Publikum gerecht genug dieses einzusehen, und versammelt sich in Haufen, und erwartet mit der größten Ungeduld die Zeit, wo er mehr Plaz haben wird. Die ganze Welt ist überzeugt, daß man es in der Eiskunst nirgend so weit gebracht hat als in Neapel, besonders durch Anwendung kostbarer Specereien. Da Carli sich hiemit nicht bereichern will, sondern blos denen, welche nie in Neapel waren, zeigen, wie weit es seine Landsleute darin gebracht haben, so scheut er keine Kosten, um das Zutrauen der französischen Nation für die Eiser von Neapel zu gewinnen. Täglich erscheint eine neue Eisart bei ihm, er dürfte sagen, die noch nie erschienen ist, wenn sein Eisbereiter, der nicht hoffärtig ist, es ihm erlaubte. Aber das darf er versprechen, täglich seine Carte zu ändern, und alles das zu geben, was man von Eis nur gesehen hat.

Exitus acta probat.

Carli, Glacier de Naples.“

Ich besuche ihn zu Zeiten, wenn ich im Palais bin, um den unpartheischen Briefwechseler bei ihm zu lesen, und finde, daß er wenigstens in den neuen Namen Wort hält. Heute stand auf seiner Eiskarte eins: à l'Emperatrice. Ob dieses nun wirklich eine neue Eisart war, das kann ich nicht sagen, da ich zu wenig in der Litteratur der Eisbereiter bekannt bin. Wäre Hr. Reichard noch hier, der würde Ihnen vielleicht Auskunft darüber geben können.

Die Wirthschaft bei Carli, dem Neapolitaner im Palais des Tribunats, hat dieselbe Einrichtung, wie die in jedem andern pariser Caffehause. Monsieur besorgt die Wirthschaft, die Küche und die Officin, und ich habe ihn noch nie anders als in seiner weissen Kochschürze und in Hemdärmeln gesehen, wobei er dann doch, wie jeder wohlgezogene Franzose, frisirt und gepudert ist. Madame sizt völlig angekleidet und ein wenig geschminkt auf dem Büreau, vor einem großen Spiegel. Wenn sie sizt, so hat sie dem Spiegel den Rücken zugekehrt, sie steht aber zu Zeiten auch auf und kehrt ihm die entgegengesezte Hemisphäre zu, und wie

es mir oft scheint, weniger um etwas an ihrem Kopfputze zurecht zu machen, als um den jungen Herren, die an den kleinen marmornen Tischen sitzen und Eis nehmen, zu zeigen, daß sie mit Grazie in den Spiegel zu sehen weiß. Sie scheint überhaupt eine eigene Vorliebe für die Jugend zu haben, und sie an anderen eben so sehr zu schäzzen, als vielleicht andere dieses vormals an ihr.— Wenn gerade im Café nichts aufzuwarten ist, dann stehn die Garçons um's Büreau, und sie unterhält sich sehr artig mit ihnen.

Heute stand ihr italiänischer Eisbereiter am Büreau, als ich zu ihr kam und einen Louis wechseln ließ. (Madame hat nemlich die Aufmerksamkeit, daß sie einem keine schlechte vier und zwanzig Sous Stücke gibt, und zugleich die zweite, daß sie, wenn man etwa welche bekommen hat, diese wieder abnimmt, da sie besser wie der Fremde die Wege weiß sie wieder auszugeben. Ich mache daher alle meine kleinen Geld-Geschäfte mit ihr. — Sie glauben nicht, wie man jezt hier mit der Scheidemünze gequält ist. Die alte 12 und 24 Sousstücke haben beinah völlig die Präge ver-

loren, und von dem kleinen Reſtchen hängt es nun ab, ob ſie noch gehen oder nicht. Hierüber ſind aber die Meinungen ſo getheilt, daß man in verſchiedenen Gegenden der Stadt die Scheidemünze gar nicht ausgeben kann, die man im Palais erhält; und viele Franzoſen haben gegen Fremde die ganz eigene Aufmerkſamkeit, gerade dieſen die ſchlechteſte zu geben. Ich wollte mir neulich einige Sigarren kaufen, konnte es aber nicht, weil ich blos 24 Sousſtücke und kleine Thaler bei mir hatte, und dieſe der Sigarrenhändlerin alle nicht genug geprägt waren. Die ſchwere Scheidemünze aus Glockenmetall ſieht man jezt viel, und ungeachtet ihrer Unbehülflichkeit zieht man ſie den alten 12 und 24 Sousſtücken vor. Von der neuen Scheidemünze ſieht man gar keine, — und ſelbſt in der Bank von Frankreich iſt ſo ſchlechte Münze, daß ſie oft kaum auszubringen iſt. Einer meiner Bekannten caſſirte neulich ein Billet von 400 Livers bei ihr ein, ſie gaben ihm viele kleine Thaler ohne Präge, er warf ſie zurück, wurde aber endlich doch genöthigt, eilf zu nehmen, die er, um ſie los zu werden, an den Juden verkau-

sen mußte. — Ich habe sie an dem Büreau von Madame gelassen. Während sie Geld wechselt, flegt sie gern über den einen oder den andern Gegenstand zu discuriren, oft über die deutsche Sprache. Neulich versicherte sie, daß Messieurs les Allemands so rauh sprächen wie die Bären.

Jezt erzählte sie mir von ihrem Glacier, der eben weggegangen. Monsieur, c'est un homme furieux, il ne sait presque aucun mot de notre langue, — il est natif de Naples, mais je vous assure, sezte sie mit einer wichtigen Miene hinzu, — c'est un homme de talents.

* * *

Ein gewisser Collin, ancien Professeur des belles-lettres et de Philosophie, hat vor einigen Tagen einen Anschlagebogen über ein neues Buch anheften laßen, in dem er folgendes zu liefern verspricht:

„Einen Abriß der römischen Geschichte, Nachrichten über berühmte Römer und römische Sitten, ferner einen Abriß der Mythologie, einen Abriß der griechischen Geschichte, über die griechischen Sitten, und Nachrichten über die berühm-

testen griechischen Philosophen, — dann les difficultés de la langue françoise, suivies des participes, traités en trois règles, d'une manière nouvelle, dann la géographie départementale de France, dann einen Abriß der französischen Geschichte unter den Königen, — die Namen der Gelehrten die Frankreich hervorgebracht, und endlich la définition de tous les genres de litterature, — par Mr. Collin."

Das alles können sie für 1½ Franc oder ungefähr 72 Kr. Reichsgeld haben. Der Verfasser schließt mit folgenden Worten: Ce mémorial qui renferme la quintessence des notions utiles, est aussi précieux pour les personnes âgées, que pour la jeunesse; jamais ouvrage n'est paru avec un caractère d'utilité aussi évident, et n'a été attendu avec autant d'impatience par les pères et les mères.

* * *

Das Amphitheater des Pflanzengartens, wo Fourcroy und Vauquelin die Chemie lesen, ist an einer Seite auch ganz mit Affichen über-

klebt. Diese beziehen sich aber nicht auf die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, sondern haben durchaus eine wissenschaftliche Tendenz. Auf einem liest man folgendes: Cours gratuit d'Orthontrophie, nouvel art de développer et de soutenir la belle nature, par Jean Verdier, Dr. en Médecine, Mr. en Chirurgie, Herniavie et Professeur d'Orthontrophie. Er liest Sonntags um 10 und Donnerstags um 6 Uhr, und gebraucht allerhand elastische und bewegliche Maschinen, um die schöne Natur wieder herzustellen, wenn sie durch Klumpfüße und dergleichen verlohren gegangen. Der Plan der neuen Kunst kostet 6 Sous.

Auf dem pont neuf ist ein Mann, der zwar nicht Professor ist, aber es zu seyn verdiente. Er hat folgendes Aushängeschild: Genet et sa femme tondent les chiens et coupent les chats les oreilles aux carlins, chatrent chats et chens traitent avec principes des maladies des chiens.

Ich habe die Orthographie des Herrn Genet beibehalten, obschon es nicht die der Akademie ist.

Daß er die kranken Hunde nach Principien behandelt, das wundert mich nicht so sehr, als daß er dieses nicht nach neuen Principien thut, wie seine Collegen. Sonst pflegt am Ende noch auf diesen Schilden zu stehen: et va en ville. Auf dem des Hrn. Genet schien es hiezu an Plaz zu fehlen, denn zu vornehm würde er und seine Frau doch nicht seyn, ihre Kranken in der Stadt zu besuchen. Zugleich putzt Hr. Genet die Schuhe, eine Verbindung von Aemtern, die Aehnlichkeit mit der in Deutschland hat, wo auch die Leute, welche über die Gesundheit wachen, den Menschen, aber an der entgegengesezten Seite putzen, wie es Hr. Genet auf dem Pont-neuf thut.

Diese Woche hat uns Hr. Duport, artiste de l'Opéra, einige Tage unterhalten, aber nicht wie gewöhnlich mit Tanzen, sondern mit dem Gegentheil. Er hat sich nemlich eine Sehne verrenkt, wegen der er nicht tanzen kann. Er zeigte dieses dem Publikum an, „weil er glaubte, daß die Aufmerksamkeit, die ihm das Publikum geschenkt habe, es ihm zur Pflicht mache, die Ursache anzuzeigen, welche ihn jezt verhindre, zu seinem Ver-

gnügen etwas beizutragen." Ein paar Tage nachher machte er in den Zeitungen bekannt, daß sein Uebel noch anhalte, und daß er den Gerüchten widersprechen müsse, daß er darum nicht tanze, um die Direktion der Oper zu zwingen, ihm 40,000 Franken Gehalt zu geben. Er hätte zwar eine Zulage gefordert, die seinen Anstrengungen angemessen sey, aber so viel doch nicht.

Ein paar Tage nachher machte er wieder bekannt, „daß man ihn in seiner Wohnung habe gefangen nehmen wollen, und daß er auf's Land entflohen sey, um seine Freiheit und seine Gesundheit wieder zu finden. Sein Uebel in der Flechse sey noch nicht gehoben, man wolle das zwar nicht glauben, aber er könne es mit dem Zeugniß des Arztes beweisen, der ihn behandle."

In Dentschland hätte man dem kleinen Menschen die Freude gelaßen, dem Publikum zu sagen: daß man ihm nachsage, 40,000 Franken gefodert zu haben, (gerade so viel hat ein Senator; ein Gesezgeber hat nur 10,000 Franken, und ein Volkstribun nur 15,000) und daß man ihn hät-

te arretiren wollen, um sich des wichtigen Mannes zu vergewisseren.

Aber in Paris fand man dieses wichtig genug, um folgendes dagegen bekannt zu machen.

„Il n'est question depuis quelques jours dans les journeaux que des réclamations ridicules de Mr. Duport danseur de l'Opéra, et de son mal au tendon. Cet artiste qui veut à toute force se rendre intéressant nous apprend aujourd'hui qu'il est errant et fugitiv, parceque ayant eu le malheur de n'être pas cru sur sa parôle, ni sur le certificat qui attestoit son mal au tendon. Duport se réfugie à la campagne où il attend sa guerison et sa liberté. Cet artiste sait, comme on voit, de se faire valoir, mais il paroît oublier que tous les talents du monde en fait des pérouettes ne sauroit exclure la modestie et sur tout le respect qu'il doit au public et à l'administration qui le paie.

Den folgenden Tag.

Jezt sind auch noch die beiden Aerzte, welche den Hrn. Düport behandeln, mit einander in Streit gerathen. Die Direktion der Oper hatte nemlich einen Arzt hingeschickt, um die Sehne des Herrn Düport zu untersuchen, und jener erklärte, daß er wohl tanzen könne. Die Direktion wollte nun, daß er tanzen sollte, und Herr Düport flüchtete auf's Land. Sein Arzt machte nun heute bekannt, daß er vierzig Jahre die Praxis übe, daß er es müßte beurtheilen können, ob Herr Düport einen Fehler in der Sehne habe, und daß der Arzt, den die Direktion hingeschickt habe, ein blutjunger Mensch sey, der nicht einmal die Mühe sich genommen, Hrn. Düport zu untersuchen.

Zugleich hat Hr. Duport auf die vorige Anklage der Direktion folgendes laßen einrücken:

„Ne me suis-je pas toujours cru beaucoup dessous des éloges, et ne l'ai je pas prouvé en faisant sans cesse de nouveaux efforts pour les mériter? M'attâchant a lui plaire, j'ai étudié soigneux et je me suis entiérement règlé sur ses avis. J'ai tâché

de perfectioner ce qu'il étoit agréable et j'ai corrigé ou l'abandonné qu'il choquoit, et maintenant s'il donne par foi des témoignages flatteuses de sa satisfaction, c'est qu'il voit en moi son propre ouvrage, qu'il s'applaudit même dans mes progrès. — — — —

Hier hat Herr Düport das ganze Geheimniß der französischen Kunst ausgeplaudert, die überall nur auf das Gefallen und den Effect berechnet ist, und nie nach dem Idealen arbeitet, welches vor der Seele des Künstlers schwebt, und das unabhängig von der Meinung des Zeitalters und der Menge ist.

Vier und zwanzigster Brief.

Paris den 2ten August.

Ich war gestern zum erstenmal in der Oper. Sie liegt in der Straße des Gesetzes, ci-devant rue Richelieu, ungefähr der Nationalbibliothek gegenüber. (Plan von Paris Nro. 15.) Um halb sieben wurde der Vorhang aufgezogen und etwas nach eilf fiel er. Man gab zuerst eine Oper in drei Aufzügen, und dann das pantomimische Ballet: Amor und Psyche.

Ich kann nicht sagen, daß mir die Oper besonders gefallen hat, und ich werde schwerlich wieder hingehen. Ich weiß eigentlich nicht, was ich in der Oper mit mir anfangen soll. Das Ohr hört zwar eine schöne Musik, aber der Verstand

findet keine Einheit und kein dramatisches Interesse.

Der Glanz der Dekorationen, die Genauigkeit des Mechanismus des Theaters, die weite Arena, der vierfache Cirkus, der um sie herumgeht und die Menge des Volkes fasst, — dieses alles lohnt immer die Oper einmal zu sehen. — In unserem Zeitalter, wo das Volk sich weder zum Gesetze versammelt am Thore, noch zum Gottesdienste in den Tempeln, da ist das Schauspiel der einzige Ort, wo man eine große geordnete Volksmasse sieht, — und man vergißt es gern, daß nur die Langeweile und die Neugierde die meisten hinbringt, — und daß die Menge, nicht getrieben von einem bestimmten Begehren, den Raum des Theaters füllt.

Die Arena der pariser Oper ist nicht länglicht, sondern nähert sich dem runden Oval, eine Bauart, die sehr zur Größe des Hauses beiträgt und sich besonders schön im Gewölbe schließt. Unrer diesem hängt ein Kronleuchter mit einer dreifachen Reihe argandscher Lampen.

Aber dieses ist auch alles, was gefällt, we-

nigstens was dem Deutschen gefällt. Die beiden Nationen sind so verschieden in ihrem Gefühl und in ihrem Begriff von Kunst, daß man wirklich kaum verlangen kann, daß derselbe Gegenstand beiden gefalle.

Der Franzose liebt ein lebhaftes Spiel, sein Schauspieler muß sich anstrengen und alles bis auf's äusserste treiben. Er muß, wie die Juden in der Synagoge, Gott anbeten mit all' seinen Nerven und Gebeinen, wie der Talmud befiehlt. Sein Zittern muß wie das Schütteln des Fiebers sichtbar seyn bis auf 200 Toisen, und seine Stimme im ersten Akte schon so gesteigert als sie es in Deutschland selten im fünften ist. — — — Diese Ansprüche erfüllt der Schauspieler, und er erhält die lautesten Zeichen des Beifalls von der Menge. Der gemeine Franzose, der zwar nur un peu philosophe und un peu connoisseur de l'histoire et de l'histoire naturelle ist, ist ein vollständiger Kenner des Theaters, nemlich des Seinigen, und er spricht darüber auch wirklich auf der Galerie im Durchschnitt besser, als in Deutschland in den Logen. Das darstellende

Leben ist dem Franzosen sein Element und er ist in seinem täglichen Leben zum Theil schon das, was er auf der Bühne darstellt. Man sieht hier in den Logen die Cokette eben so gut spielen, als auf der Bühne, und umgekehrt liegt im Spiel der Aktrizen wieder eine Wahrheit und eine Innigkeit, die nur das Leben geben kann.

Der französische Operntanz gehört unter die äquilibristischen Künste, und ist generisch vom griechischen Tanze der Grazien verschieden. Die Hauptkünste des Operntanzes sind folgende:

Die Tänzerinn springt 3 bis 4 Fuß in die Luft und schlägt in der Luft schwebend einen Triller mit den Beinen. Dann dreht sie sich schnell 5 oder 6mal im Kreise auf einem Beine herum, indeß sie das andere beinah unter einen rechten Winkel von sich ausstrekt. Diese gar nicht grazienartige Stellung wird oft wiederholt, die Tänzerinnen scheinen sich darinn zu gefallen und nicht zu fühlen, wie wenig weiblich sie sey.

Unter einer Reihe Carrikaturblätter, welche jezt unter dem Titel: Le suprême bon-ton, erscheinen, ist auch eins: la danseuse à la mo-

de, wo Sie eine Tänzerinn in dieser Stellung gezeichnet sehen. Der Künstler scheint die gute Absicht zu haben, die Damen darauf aufmerksam zu machen, wie wenig diese Stellung das Weib kleide.

Eben so schnell, wie sich die Tänzerinnen auf Einem Beine herum drehen, thun sie es oft auf beiden. Sie stellen die Zehen von beiden Füßen sehr nahe an einander, so daß der Drehungspunkt zwischen die Spitzen der großen Zehen fällt, um den sie einen Kreis von ein paar Zoll Durchmesser beschreiben, indeß sie ganz steil auf dem Vorderfuße stehen. Diese Stellung ist für den Anatom wichtig, weil er sieht, welche Kraft in den Wadenmuskeln und in den Sehnen des Vorderfußes liegt, die in dieser Stellung die ganze Last des Körpers tragen müßen. Denn die Tänzerinn steht hiebei völlig steilrecht auf den Zehen und der Fuß ist hiebei in der geraden Richtung des Beins, indeß sich der Körper schnell um seine Achse dreht.

Bei dieser nicht schönen Stellung klatschte das Publikum so stark, daß ich fast glaube, daß es ihre anatomische Schwierigkeit fühlte, die durch

die große Schnelligkeit in der Umdrehung des Körpers noch bedeutend vermehrt wird. Die Schnelligkeit dieser Achsendrehung war so groß, daß die leichten Kleider sich bedeutend dem Aequator näherten, weil hier, wie auf dem Aequator der Erde, der Schwung am stärksten ist. Aus Ursache dieses Naturgesetzes, und in Erwägung eines zweiten, hat die Polizei ein drittes gegeben, nach dem alle Schauspielerinnen und Tänzerinnen auf dem Theater seidne Beinkleider tragen müßen.

Dieses sind die Hauptkunststücke des Operntanzes, welche gestern gegeben wurden, wozu auch noch das schnelle Laufen übers Theater auf den steilrechten Zehen gehört, was aber wieder in anatomischer Hinsicht wichtiger ist, als in artistischer. Sie können glauben, daß dieses alles seine eigene und sehr bedeutende Namen hat, da die Franzosen überhaupt nicht karg in den Namen sind, und die große Oper von Paris für sie zugleich das Maximum aller menschlichen Kunst, Vollkommenheit und Größe ist. Damals als sie so viel von der großen Nation sprachen, da haben sie gewiß in ihrem Herzen die große Oper mit eingeschlos-

sen, — denn es ist nur Ein Paris in der Welt, und in Paris nur Eine Oper. — Ich will mich heute noch nach den Namen dieser verschiedenen Pas erkundigen. So etwas zu wissen ist angenehm, wie überhaupt alles, in welchem die Einseitigkeit eines Standes und eines Volks recht stark ausgedrückt ist. Es ist vielleicht kein Sterblicher, der eine größere Vorstellung von sich und der Wichtigkeit seiner Kunst hat, als ein pariser Operntänzer, und wohlfeiler gibt er jezt seine Pas schwerlich, als: Pas à l'Empereur oder Pas à l'Emperatrice.

Man sieht beim Operntanz doch immer die größere Kraft der männlichen Muskeln vor den weiblichen. Nie konnte eine Tänzerinn im Sprunge die Höhe erreichen, die der Tänzer erreichte. Man sah dieses besonders sehr deutlich, wenn beide neben einander standen und denselben Sprung und denselben Triller machten. Uebrigens sah dieses artig genug aus, wenn die Tänzer und die Tänzerinnen so neben einander in der Luft schwebten und mit den Beinchen trillerten.

Beim Tanzen bekümmerten sich übrigens Tänzer und Tänzerin wenig um einander, — es lag

nichts gemeinschaftliches in ihnen, welches sie verband, — sondern sie waren beide, wie Aequilibristen, steif gegen das Parterre gerichtet. Die französischen Schauspieler und Tänzer lernen es unter allen Völkern gewiß am spätesten, daß der Schauspieler nicht wissen darf, daß Zuschauer da sind, — und daß er nur für sich und die Handlung in seiner kleinen Welt auf dem Theater so leben muß, als wenn der Vorhang niedergelaßen wäre. Der ächte Schauspieler spielt nicht fürs Volk, — und das Volk hat nur die Erlaubniß, dem Schauspieler in seiner Welt und in seinem Wesen durch den aufgehobenen Vorhang zuzusehen.

Das Gewölbe der Oper wird von 8 hohen canilirten Säulen getragen. Der französische Baumeister hat die vier hinteren inwendig hohl gemacht, damit noch 12 Zuschauer der Galerie, die sonst hinter ihnen gesessen hätten, inwendig Platz fänden. Damit diese aber auch sehen konnten, so hat er in jede Säule drei kleine Fenstergen gemacht, durch deren Oeffnung man die in den Säulen sitzenden Zuschauer sieht. Ich freute

mich über einen solchen Charakterzug von Nationalklugheit, die so schön Säulen-Dekorationen und Platzökonomie mit einander zu verbinden weiß, und die nicht genöthigt ist, wie es der frühere Grieche war, — nach einer bestimmten Einheit in ihren Werken zu streben.

Fünf und zwanzigster Brief.

Paris.

In meinem vorigen Briefe habe ich Ihnen von der großen Oper erzählt, und in diesem, — si magna licet componere parvis — vom Théatre méchanique des Bürgers Pierre. (Rue neuf de la Fontaine, nicht weit vom jardin des Capucins, — dieses merken Sie sich, sonst geht es Ihnen wie mir, und Sie werden eine Stunde von da, nach dem Fauxbourg du Temple, gewiesen, wo eine Straße von fast gleichem Namen ist.)

Des Bürgers Pierre Theater ist eine Art von Ombres chinoises, — nur nach ei-

nem größeru Maasstabe. Die Figuren auf den Gemählden bewegen sich wirklich, das Theater ist geräumig, und das Orchester besteht aus einer Bande sehr gut eingespielter Blasinstrumente. — Die Stücke, die gegeben werden, sind sechs Wochen hindurch immer dieselben, weil die Einrichtung des Mechanismus weitläuftiger und schwieriger ist, als auf den gewöhnlichen Theatern. Dann wird das Theater einige Tage geschlossen und Pierre gibt wieder neue Stücke. Jezt gibt er folgende:

Das erste ist das Cap der guten Hoffnung von der Seeseite gezeichnet. Unten die Capstadt, an der Seite und im Hintergrunde der Löwenberg und der Tafelberg, und im Vorgrunde die Rhede mit segelnden und rudernden Boten. Es kommt ein Kriegsschiff aus der See und grüßt das Fort mit drei Kanonenschüssen. Eine halbe Minute nachher wird aus dem Fort geantwortet, — man sieht den Blitz der Kanonen, und erst spät hört man den fernen dumpfen kurzen Knall, — gerade so abgebrochen und ohne Nachhall, wie er immer ist wenn der Schall über eine große Fläche geht.

Das zweite Gemählde ist Greenwich bei London, und die Themsebrücke. Auf der Themse segelnde Böte, und auf der Brücke Reuter, Fußgänger und Kutschen, und ein Zug Cavallerie der zum Exerciren auszieht. Man hört das Rasseln der Wagen und den Hufschlag der Pferde. Jeder Wagen und jeder Reuter bewegt sich mit seiner eigenen Geschwindigkeit, — und genau dieselbe Geschwindigkeit beobachtet der Schall des Hufschlages. — Dieses zu erhalten ist wohl nicht ganz leicht, weil es einen sehr zusammengesezten Mechanismus voraussezt, der zugleich von dem gewöhnlichen der Ombres chinoises sehr unterschieden ist.

Das dritte Gemählde ist eine Ansicht des Thals Valey, am Fuße der Alpen. Ein Jäger kommt mit seinem Hunde. Der Hund sucht, — bleibt stehen, — fängt wieder an zu jagen. Der Jäger schießt und der Hund läuft hin zum Apportiren. Die Gemählde haben alle eine Breite von sechs, und eine Höhe von fünf Fuß. Die menschlichen Figuren, Pferde und Wagen sind 1 bis 1½ Zoll hoch.

Das vierte ist der Berg St. Michel, der in der See auf der Küste der Normandie liegt. Wieder See und seegelnde Schiffe, die das Fort grüßen, und denen aus dem Fort geantwortet wird. Tief im Hintergrunde waren am Horizonte noch einige Schiffe, als ferne weisse Punkte, sichtbar. Sie schienen zu ruhen, sah man aber nach einigen Minuten wieder hin, so merkte man doch, daß sie sich bewegten. Endlich verschwanden sie unter dem Horizont.

Das fünfte Gemählde ist das Thal von Torent. Im Vorgrunde auf einem Teiche ein paar Schwäne, die vom Lande ins Wasser laufen, sich darin baden, dann die Federn mit dem Schnabel zurecht legen, und sich endlich auf den Kopf stellen, wie sie zu thun pflegen, wenn sie vom Grunde des Wassers etwas heraufholen.

Das sechste Gemählde stellt den Hafen von Neapel vor, und das siebente den Aufgang der Sonne, von der ersten Dämmerung an mit immer zunehmender Helligkeit, bis sie endlich über dem Horizonte erscheint und die Wolken verjagt. Das Gemählde stellte eine Seegegend in Friesland

dar. Bauern zogen zur Stadt mit ihren Wagen als eben die Sonne kam. Ein holländischer Postwagen, der die Nacht durchgefahren war, fuhr schnell über die Scene. Voilà un vélocifère, rief einer au troisième. Es schien den Parisern sehr zu gefallen, daß sie so ganz bequem den Sonnenaufgang, des Abends um halb zehn, sehen konnten. C'est superbe, — c'est superbe, hörte man immer, und sie freuten sich, daß sie nun einmal eine Idee von dem bekamen, was eigentlich le lever du soleil ist.

Das achte Gemählde stellte einen Sturm auf dem Meere vor. Das Wasser ging in immer höhern und höhern Wellen, ein Schiff kämpfte gegen den Sturm, die Nacht wurde immer finsterer, — nur durchkreuzende Blitze erhellten sie, — einer traf den Mast des Schiffes, — das Schiff that Nothschüsse und sank endlich. — Das Gewitter und der Sturm ließ gegen Morgen nach, das Meer wurde wieder ruhig, die Sonne ging auf, und auf der ruhigen See trieb das Wrak eines gescheiterten Schiffes.

Pierre ist, wenn ich nicht irre, ein Deutscher,

der anfangs nur gewöhnliche Ombres chinoises hatte, dessen mechanisches Talent ihn aber bald auf wichtige Verbesserungen und Zusätze führte, wodurch dann endlich sein Théatre méchanique ou pittoresque entstand. Die Preise der Plätze sind doppelt so hoch als in den andern Ombres chinoises, und da das Theater stark besucht wird, so hat Pierre sich schon ein bedeutendes Vermögen erworben. Er ist ein sehr schlichter, einfacher Mann, der von der gewöhnlichen Marktschreierei dieser Leute nichts an sich hat. Wenn ein neues Gemählde aufgestellt wird, so kommt er eben hervor und nennt den Nahmen, und bezeichnet zugleich in wenig Worten das, was vorzüglich merkwürdig sey, und dann das, was in der mechanischen Ausführung besondere Schwierigkeiten habe.

Wenn man des Abends im Palaisroyal eine müßige Viertelstunde hat, so geht man wohl, wenn man grade nichts besseres zu thun weiß, in die chinesischen Schatten. Ein Kerl, der in den Ar-

laden, in der Gegend des Café Borell, mit aller Kraft ruft: Voilà des Ombres chinoises! entréz Messieurs et Mesdames! entréz si vous plait. Des Ombres chinoises, très-curieux à voir! — Au premier douze sous, au second six! zeigt einem leicht den Eingang. Der Kerl kommt jeden Abend hin, und ruft mit seiner Mentorstimme eine halbe Stunde hindurch die Zuschauer herbei. Er gehört nicht zur Entreprise, sondern hat monatlich sein Gewisses für diese periodische Anstrengung seiner Lungen. Ein Zimmer in der zweiten Etage ist zum Theater umgeschaffen. Eine alte Frau, ungefähr wie die alte Barbara im Wilhelm Meister, sizt an der Thür und gibt Einlaßkarten. Das Orchester besteht aus einer Person, die die Orgel spielt, und die Beleuchtung aus zwei Lampen. Es werden kleine Opern gegeben, in denen die Puppen tanzen und Stellungen annehmen, die kühner sind als die in der großen Oper. Eine sezte sich einmal schrittlings auf den flachen Boden. Die Beine machten hiebei einen Winkel von 180 Grad, also noch 100 Grad mehr als in der kühnsten Stellung der Operntänzerinnen. —

Eine andere Demoiselle hielt Wochen auf dem Theater, und die Kinder konnten gleich wie die Maulwürfe laufen. Es waren ihrer vier, und sie tanzten einige Augenblicke nach der Geburt schon eine artige Quadrille zusammen. Eine andere Demoiselle schüttelte stark mit dem Kopf, und ehe man sichs versah, stieg eine zweite Demoiselle völlig angekleidet aus dem Kopfe heraus. Diese tanzte gleich, gab sich aber bald nachher auch ans Kopfschütteln; es waren die Wehen und eine dritte stieg aus ihrem Haupte. Auch diese tanzte gleich, aber bald fing auch sie an mit dem Kopfe zu schütteln, und aus ihr entstieg die vierte. Und so ging das fort, bis daß acht Generationen auf dem Theater waren, — die alle durch Superfötation untereinander verwandt waren wie die Filzläuse. Das Einschachtelungssystem der Embryonen wurde einem hiebei recht deutlich, und ich hätte gewünscht, daß Herr Blumenbach mit seinem Bildungstriebe hier gewesen wäre.

Zulezt kamen die Ombres chinoises, worunter einige recht artig waren. Ich sah hier unser altes Leibstück vortrefflich aufführen: Ami! ho!

peut on passer cette rivière là? — Les cararos sont bien passées, ...

Den folgenden Tag.

Der eigentliche classische Boden aller kleinen Theater bleibt aber immer le jardin des Capucins, (Plan von Paris Nro. 7.) auf den Boulevards. Hier sind die arbeitsamen Flöhe, die fechtenden Fliegen, die Panoramas, die seltenen Thiere, die Kindertheater (le Théatre des jeunes artistes) und dergleichen mehr.

Der Bereuter Franconi hat hier auch ein stehendes Theater, auf dessen Scene Reiterkünste, kleine Ballets und Gefechte auf Säbel und Rappier gegeben werden. Es ist ein rundes, gut gebautes bretternes Zelt, von achtzig Fuß Durchmesser. In der Mitte ist die Scene, und rund um sind die Sitze der Zuschauer als im Amphitheater. Die Plätze kosten 1, 2, 3 und 4 Livres. Man sieht auf allen alles eben gut, nur muß man auf den leztern etwas früher kommen, wenn man Plaz finden will, nemlich um halb sieben. Um sieben fängt man an très précis, d. h. ein Viertel vor acht.

In der Mitte der Rotunde hängt ein Kronleuchter von argandschen Lampen, und um diesen hangen zwanzig kleinere. Aber die Beleuchtung ist doch für einige sehr schnelle Bewegungen nicht stark genug, und man muß sich anstrengen, um sie zu sehen. Der alte Herr Franconi ist blind, seine beiden Söhne haben eine Reitschule in Bourdeaux. Seine Tochter hat Herrn Bassin, einen der Bereuter, geheirathet. Sie wird aber noch immer, wann sie reitet, unter dem Namen der Demoiselle Franconi dem Publikum angemeldet. — So viel von der Familie. Ich denke, daß es Ihnen geht als mir, der ich gern allerhand Particularia von solchen Personen weiß, die in die Zunft der Gaukler und Schauspieler gehören, und habe ich Ihnen deswegen erzählt, was ich wußte.

Gestern Abend kam, als die Musik angefangen hatte, die Bande mit 8 Pferden auf's Theater und ritt einige Figuren. An der Musik ist weiter nichts merkwürdig, als daß der Kerl, welcher die Pauken schlägt, auf einem Schimmel sizt, der bereits vor mehreren Jahren gestorben ist. Wenn man etwas von der Musik entfernt sizt, so wun-

dert man sich, daß der Schimmel bei allen Vorfällen so verständig und ruhig da steht, ohne eine Miene zu verändern. Endlich sieht man ein, daß das Horazische: nil admirari, bei ihm, so wie bei manchen andern, blos aus innerer Abgestorbenheit kommt. Sie haben dem Schimmel nemlich die Haut abgezogen, und diese über ein hölzernes Pferd genagelt, das seine Taille hatte; dieses ist nun gezäumt und gesattelt, und trägt die Pauken und den Paukenschläger.

Die Bande von Franconi wird für eine der vorzüglichsten von Europa gehalten, und es interessirt Sie vielleicht, wenn ich Ihnen die verschiedenen Stücke aufzähle, welche sie am gestrigen Abend gab.

Nachdem die Quadrillen geritten waren, wurden von einem Bereuter, als Einleitung, die gewöhnlichen Kunststücke gemacht, welche man bei allen Kunstreutern sieht. Auf dem Pferde stehen, — im Gallop vom Pferde herabspringen und wieder hinauf und dergleichen. Der Bereuter war als Chinese gekleidet.

Darauf kam Herr Bassin, der Schwiegersohn von Franconi, als Infanterist gekleidet und

exercirte auf dem Pferde, trank zwei Bouteillen Wein im Gallop aus, und spielte darauf den besoffenen Soldaten. Mit einem Husaren und zwei Dragonern bekam er Händel, und sie gaben nun mitten in der Arena ein Gefecht auf den Säbel, eine Art Quadrille, die man oft auf den französischen Theatern sieht, und bei der sie dem Gange der Musik folgten. Die Franzosen lieben diese Combats au sabre wegen ihrer Nationalneigung zum Fechten. Man sieht selten ein paar Rekruten, oder Kutscher, oder Karrenschieber fünf Minuten müßig zusammen stehen, ohne daß sie mit ihren kleinen Stöcken sich stoßen und ausspariren.

Als dieses geendigt war, kam der kleine Basin, ein sehr netter Junge von 5 Jahren als Türkenknabe gekleidet, auf die Scene, und verbeugte sich nach allen Seiten. Man brachte ihm ein kleines Pferd, sein Vater hob ihn darauf, und er versuchte es schon ohne Zügel auf dem Sattel zu stehen, und dieses selbst im kleinen Gallop. Der kleine Junge fand vielen Beifall, besonders als er seine kleinen Händchen ausstrekte und zeigte, daß er

ganz frei auf dem Sattel stand. — Sein Vater hob ihn wieder vom Pferde — er lief in die Mitte, verbeugte sich wieder, und that beim Weglaufen als wenn er, so wie die anderen Bereuter, über die Barriere wegsetzen wollte, er besann sich aber und kroch unten durch.

Wenn man sieht, wie die Kinder von Jugend auf zu Pferdebewohnern erzogen werden, so begreift man es recht gut, daß sie zulezt dieselbe Sicherheit auf dem Sattel haben, die wir andern auf der Erde besitzen.

Hierauf wurde eine kleine Posse gegeben. Der Inhalt war folgender: Ein gewisser Meister Niclas und eine gewisse Madame Angot wollten das Reiten lernen, wozu sie freilich wenig Geschick hatten. Der Meister Niclas war ungefähr so gekleidet, als ein Schuster in der Fauxbourg St. Antoine zu den Zeiten Ludwigs des XV., und Madam Angot trug ein zitzenes Reitkleid mit grossen Blumen.

Jezt wurde von einem Bereuter Demoiselle Franconi angemeldet. Ein anderer führte zwei Pferde vor. Gleich darauf erschien sie im leich-

ten Reitkleide. Sie stand auf zwei Pferden, hielt in der linken Hand die Zügel, und spielte mit der rechten, indeß die Pferde mit ihr fortgallopirten, mit einer Gabel und einem Apfel, die sie wechselsweise in die Höhe warf, und dann zuerst die Gabel auffing und mit dieser den Apfel. Darauf warf sie den Apfel über den Kopf und fing ihn hinter sich wieder mit der Gabel auf. Dieses ist schwer und mißrieth ihr auch viermal. — Darauf spielte sie mit zwei Aepfeln, warf beide in die Höhe und fing den einen mit der oberen Spitze der Gabel und den andern mit der unteren Spitze.

Darauf wurde ihr ein Glas Wein, stehend in einem Reife, gereicht. Sie ließ während des Gallops den Reifen horizontal um einen Finger laufen, wobei Reif und Glas ganz flach lagen. Sie verschüttete natürlich keinen Wein, weil die Schwungkraft, die den Wein gegen den Boden des Glases trieb, und das Glas gegen den Reifen, stärker war als die anziehende Kraft, die Glas und Wein nach der Erde zogen. Nur muß beim Anfangen und Aufhören das gehörige Verhältniß beobachtet werden, und der Reif in demselben Grade lang-

samer gehen, in welchem er von der flachen Lage abweicht. Ist dieses nicht, so fällt das Glas, oder der Wein, oder beide.

Nachher warf sie kleine Bleikugeln in die Höhe, und fing diese während des Gallops mit der Oeffnung der Bouteille auf. Man hörte es jedesmal, so oft eine Bleikugel in die Bouteille fiel. Dieses ist schwer, weil die Oeffnung einer Bouteille nicht groß ist, und man schon Mühe hat, eine kleine Kugel damit aufzufangen, wenn man ruhig im Zimmer steht. Der Gallop eines Pferdes ist freilich eine sehr gleichförmige Bewegung, — die Sättel, wo sie hintenauf stand, waren flach und breit, und mit Kreide gerieben, — und zudem hatte Madame Bassin und Pferd und Bouteille und Kugel alle dieselbe Bewegung, und nach derselben Seite, und waren also relativ ruhend, aber dieses Auffangen der Kugeln mit einer Bouteille bleibt immer schwer, obschon man leichter die Möglichkeit begreift, wenn man sich hieran erinnert.

Sie warf nun mehrmals eine Bouteille in die Höhe und fing sie mit der Oberfläche der Hand

auf, auf der sie stehen blieb. Zulezt that sie es einmal, wobei die Bouteille sich umgekehrt auf die Hand stellte und darauf stehen blieb.

Als Madame Bassin abgestiegen war, kam Bajazzo, der als Intermezzo eine kleine Farße spielte. Er wollte das Reiten lernen, und benahm sich auf eine sehr geschickte Weise ungeschickt. Statt auf's Pferd zu steigen, sprang er darüber weg, oder sezte sich verkehrt. Zulezt tanzte er ein Solo auf dem Sattel, wobei er, wie die Tänzer der Oper, sich steilrecht auf die Fußzehen stellte. Diese Stellung ist für den Zuschauer ängstlich, weil man glaubt, daß die Zehen entweder umschlagen oder brechen müßen; denn dieses auf die Zehen stellen ist ein ganz anderes, als was man in Deutschland so nennt. Er stand mehr auf dem Oberleder der Schuhe als auf den Sohlen. Indeß gefiel dieses den Parisern sehr.

Endlich kam der junge Russe Aigle, der geschickteste und zugleich der schönste unter allen Bereutern. Er ist ein junger Mensch von 24 Jahren, der ausserordentlich schön gebaut ist, und Stellungen auf den Pferden macht, die alles das über-

treffen, was man in dieser Art sieht. Er reitet die besten Pferde, und diese immer ohne Zügel. Ueberhaupt hat Franconi starke und große Pferde, und den Gallop, den sie laufen, ist viel lebhafter als der, welchen man gewöhnlich bei den Kunstreutern sieht. Aigle trägt gewöhnlich ein ganz enges fleischfarbigtes Westchen uud Beinkleider, deren Elasticität das Spiel jedes Muskels ausdrücken. Dann eine kurze Schürze, wie die Bergschotten, und einen leichten Ueberwurf von Tigerfellen. Mehrere seiner Stellungen sind so schön, daß sie verdienten gezeichnet zu werden; besonders eine, wo er auf einem Fuße steht und den andern zurückstrekt, indeß er mit dem Körper vorliegt und den einen Arm mit der Reitpeitsche wie ein Fechter vorstreckt, — und hiebei das leichte Fortschweben auf dem immer gallopirenden Pferde, und seine Freundlichkeit und Unbefangenheit, an der man sieht, daß ihm das alles keine Anstrengung kostet.

Er sprang darauf mit derselben Leichtigkeit über seine Peitsche, dann durch einen Ring, endlich durch zwei Ringe, und zulezt sprang er über

vier Bänder, die man ungefähr fünf Fuß von einander ausgespannt hatte, und an der andern Seite wieder auf den Sattel des unter den Bändern weggallopirenden Pferdes, und in dem Augenblick, in dem er über die Bänder sprang, sprang er auch noch in einem Reife. — Hierzu gehört eine ausserordentliche Sicherheit im Wählen des rechten Moments, denn dieses geht so schnell, daß man sehr genau Acht geben muß, um es zu sehen. Der Reif hatte drei Fuß Durchmesser.

Dann warf er den Reifen weg, und sprang über dieselben Bänder mit übereinander geschlagenen Armen, wo er also gar nicht balanciren konnte.

Endlich ließ er das Pferd über vier Bretter setzen, die drei Fuß von der Erde waren, — er sprang vorher herunter, lief neben her, und in dem Augenblik, daß das Pferd über die Bretter setzte, sprang er wieder hinauf.

Ich sehe die schönen Stellungen des jungen Russen lieber, als alle Pantomimen der Oper. Ein junges Mädchen, die bei Franconi ist, macht eben so schöne Stellungen, aber diese spielt jezt

nicht, weil sie vor acht Tagen mit dem Pferde gestürzt ist. Ich sah sie gleich anfangs einmal, als ich hieher kam.

Ich würde Herrn Franconi wohl öfter besuchen, wenn man bei diesem Pferdebändiger blos das sehen könnte, was wirklich schön und kühn ist. Aber man muß jedesmal so viel Farßen mit sehen, die bloß für die Menge berechnet sind, und bald langweilig werden. — Sein Theater ist auf dem Boulevard, und das Publikum will einen ganzen Abend unterhalten seyn; Herr Franconi sieht natürlich auf ein volles Haus und auf die 1800 Franken, die ihm dieses jedesmal einbringt.

Dann erschien der Phönix, ein schöner Fuchs, der zum Apportiren abgerichtet ist. Er sucht das Schnupftuch und bringt eine Taube, die geschossen wird. Das Pferd schauderte jedesmal, so oft es das Federvieh apportiren sollte, und sprang weg, that es dann doch endlich aus Gehorsam. Es ist vielleicht sehr schwierig, ein Pferd hiezu abzurichten, aber es ist übrigens doch nur eine leere Spielerei.

Den Beschluß machte ein Feuerwerk, welches auf einem Pferde gegeben wurde. Ein geduldiger Schimmel, der alles mit sich machen ließ, aber übrigens doch nicht so todt war als der Paukenschimmel, — ließ sich auch dieses gefallen. Raketenräder und Schwärmer waren auf dem Sattel, auf dem Kopfe, auf dem Mantelsack und überall angebracht, wo es nur gehen wollte. Der Schimmel blieb in all' dem Zischen und Knallen still mitten auf der Reitbahn stehen,— und drehte sich, als das Feuerwerk halb abgebrannt war, um 180 Grad, nach dem Publikum au quatrième, und blieb dann wieder stehn. Indeß hatte er dann doch, so wie der Reuter, eine Art von Helm auf, so daß ihm das Feuer nicht auf die empfindlichsten Theile der Haut springen konnte.

Jezt war es halb eilf. Die Rotunde war dunkel vom Pulverdampf. — Die Pferde wurden weggeführt. Die Aufwärter ließen die die Kronleuchter herunter und löschten die Lichter aus. Die Nacht war finster, und der Wind sauste in den hohen Bäumen des Boulevards. Die Menge drängte und eilte nach Hause.

Vor den kleinen Buden im Capuzinergarten standen noch die Bajazzos und riefen laut, und forderderten das Publikum auf doch hineinzutreten, und die großen Naturwunder zu sehen die sie hätten, als: einen kleinen Lapländer von 31 Zoll, — ein Kalb mit zwei Köpfen, — eine Kuh, die einen fünften Fuß auf dem Rücken hat, — die arbeitsamen Flöhe, — die miteinander fechtenden Fliegen, — den Tod des Harlekins. — Au premier six sous, au second trois.

Und ich ging über die Boulevards hinunter nach dem Revolutionsplatze, wo Ludwig und Antoinette in jener Nacht in ihren Wagen stiegen, als sie nach Varennes flüchteten und diese Boulevards hinauf nach der Porte St. Denis fuhren, um die Landstraße zu gewinnen.

Druckfehler.

Seite 29. Zeile 12. l. nimmt in jedem Jahrhundert um 1,2 Dec. Sek. zu.

TIFFEN Gray Scale
R
G
B
W
G
K
C
Y
M
A
1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
© The Tiffen Company, 2007

Inches
Centimetres
TIFFEN Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black